

UB Salzburg-HB



+ D M 7 6 4 9 8 2 0 6

754.785 I

Brüder Grimm

# Vom Wesen der Volkheit



**Friedrich Neumann**  
**SALZBURG**  
**Moosstraße 6**

Vom Wesen der Dolfheit

Sammlung von ihren Schriften



Eugen Diederichs Verlag Jena



Brüder Grimm

# Vom Wesen der Volkheit

Ausgewählte Stücke aus ihren Schriften



Eugen Diederichs Verlag Jena

Deutsche Reihe Nr. 40

754.785 I



Herausgegeben von Ernst Vincent

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1936 by  
Eugen Diederichs Verlag in Jena. Druck der  
Spamer A.-G. in Leipzig. Printed in Germany

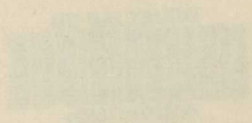
Zoo6: II-1264

TA

## Vom Wesen der Volkheit

154.451

Dom. Witten der Döllsch



Dom. Witten der Döllsch  
154.451

## Volk und Sprache

### Sprachwissenschaft ist Vaterlandsdienst

Alle meine Arbeiten wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen; mir schwebte unbewußt und bewußt vor, daß es uns am sichersten führe und leite, daß wir ihm zuerst verpflichtet seien. Die Schönheit, ja Überlegenheit klassischer Sprache und Literatur ist nicht zu verkennen, aber auch die heimische empfängt einen Reiz eben dadurch, daß sie, lange niedergehalten und gebrochen, doch immer wieder sich anfrischte und erhob. Einen großen Unterschied macht es, ob man, von griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit ausgehend, deutsche Wissenschaft daneben treibe, oder ob man diese sich zum Ziel gesetzt, für sie aus jener Licht und Beispiel schöpfe. Denn im ersten Fall wird die Macht der klassischen Regel walten und auf das heimische Element erstreckt werden; im andern Fall erwachsen uns einige neue Regeln, die sich dann auch an die klassischen wagen, mindestens ihre eigne Besonderheit wahren wollen. Hier geschieht nun unsrer deutschen Erkenntnis fester und gewisser Vorschub, dort nur ein geringer Nachschub. Ich gewahre das täglich, indem ich froh und unermüdet deutsche Wörter zu Buch trage, ihre reichen Bedeutungen entfalten lerne und der etymologischen Saat Körner austreue. Nicht alle werden sie keimen; wer die Menge der Beispiele nachliest, kann hin und wieder sich daran vergnügen, nur wer mich genau und ganz liest, meiner Art und Weise innwerden und ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen.

### Sprachgrenze ist Volksgrenze

Um einen guten Frieden zu haben, müssen wir Napoleon alles, was deutsche Zunge hat, aus den Klauen nehmen, das ist die natürliche Grenze, nicht Berge und Flüsse, und darum kann ich mir jetzt noch keinen wahren Frieden denken.

## Das größere Deutschland

Nach dem abgeschüttelten Joch der Römer hat unser Volk seinen Namen und seine frische Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christentums entschieden und sich als undurchbrechlichen Damm gegen die ungestüm nachrückenden Slaven in Europas Mitte aufgestellt. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters; aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunden, Langobarden und Westgoten gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet! Mit deren Aufgeben gingen sie uns und größtenteils sich selbst verloren. Viel zäher auf ihre Muttersprache hielten die Slaven, und darum kann uns heute ein übermütiger Slavismus bedrohen; in unsrer innersten Art lag je etwas Nachgiebiges, der ausländischen Sitte sich Anschmiegendes; sollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht genesen?

Aber auch die innern Glieder eines Volkes müssen nach Dialekt und Mundart zusammentreten. In unserm widernatürlich gespaltenen Vaterland kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen Zwist, sondern Ruhe und Frieden bringendes Ereignis sein, das unsre Zeit, wenn irgendeine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen ist. Dann mag, was unbefugte Teilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wählten, zersplitterte, wieder verwachsen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erblühen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland freudige Opfer bringen.

# Deutscher Glaube

## Mythus, Sage, Geschichte

Alle Sage Grund ist Mythus, d. h. Götterglaube, wie er von Volk zu Volk in unendlicher Abstufung wurzelt: ein viel allgemeineres, unsteteres Element als das historische, aber an Umfang gewinnend, was ihm an Festigkeit abgeht. Ohne solche mythische Unterlage läßt sich die Sage nicht fassen, so wenig als ohne geschehne Dinge die Geschichte. Während die Geschichte durch Taten der Menschen hervorgebracht wird, schwebt über ihnen die Sage als ein Schein, der dazwischen glänzt, als ein Duft, der sich an sie setzt. Niemals wiederholt sich die Geschichte, sondern ist überall neu und frisch; unaufhörlich wiedergeboren wird die Sage. Festen Schrittes am irdischen Boden wandelt die Geschichte, die geflügelte Sage erhebt sich und senkt sich: ihr weilendes Niederlassen ist eine Gunst, die sie nicht allen Völkern erweist. Wo ferne Ereignisse verlorengegangen wären im Dunkel der Zeit, da bindet sich die Sage mit ihnen und weiß einen Teil davon zu hegen; wo der Mythus geschwächt ist und zerrinnen will, da wird ihm die Geschichte zur Stütze. Wenn aber Mythus und Geschichte inniger zusammen treffen und sich vermählen, dann schlägt das Epos ein Gerüste auf und webt seine Faden.

## Sprache, Recht, Religion

Ich habe darzutun gestrebt, daß unsere Voreltern, bis in das Heidentum hinauf, keine wilde, rauhe, regellose, sondern eine feine, geschmeidige, wohlgefügte Sprache redeten, die sich schon in frühesten Zeit zur Poesie hergegeben hatte; daß sie nicht in verworrener, ungebändigter Horde lebten, vielmehr eines alt hergebrachten sinnvollen Rechts in freiem Bunde, kräftig blühender Sitte pflogen. Mit denselben und keinen andern Mitteln wollte ich jetzt auch zeigen, daß ihre Herzen des Glaubens an

11  
2  
Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenn gleich unvollkommene Vorstellungen von höheren Wesen, Siegesfreude und Todesverachtung ihr Leben beseligten und aufrichteten, daß ihrer Natur und Anlage fernstand jenes dumpfbrütende Niederfallen vor Götzen oder Klößen. Das Dritte folgt hier innerlich notwendig aus dem Ersten und Zweiten: ein Volk, zur Zeit wo seine Sprache, sein Recht gesund dastehen und unversiegten Zusammenhang mit einem höheren Altertum ankündigen, kann nicht ohne Religion gewesen sein, und wir werden zum voraus ihr dieselben Tugenden und Mängel beilegen dürfen, welche jene auszeichnen.

### Gott, Held, Mensch

9  
Zwischen Gott und dem Menschen besteht eine Stufe, auf der sich beide einander vermitteln, das göttliche Wesen den irdischen Dingen näher gerückt, die menschliche Kraft verklärt erscheint. – Heldentum darf in nichts anders gesetzt werden, als in Kampf und Sieg: Held ist ein Mensch, der gegen das Böse streitend unsterbliche Taten verrichtet und zu göttlicher Ehre gelangt. Wie im Standesverhältnis der Edle zwischen dem König und Freien, so steht der Held zwischen Gott und dem Menschen. Aus den Edlen gehen Könige, aus den Helden Götter hervor.

### Götter, Hausgötter, Naturelemente

12  
Von den Göttern, Halbgöttern und Heroen, der ganzen Schar freundlicher oder feindlicher Wesen, die, dem Menschen geistig oder leiblich überlegen, zwischen ihm und der Gottheit eine Mitte ausfüllen, ab richtet sich unser Blick auf einfache Erscheinungen der Natur, welche von jeher in ihrer stillen Größe unmittelbare Gewalt über das menschliche Gemüt ausüben. Diese alldurchdringenden, alles in sich aufnehmenden, der Schöpfung aller anderen Dinge vorausgehenden, überall wieder vortretenden Urstoffe müssen schon an sich, ohne daß sie in nähere Beziehung zu göttlichen Wesen gesetzt werden, heilig sein. Ein solcher Bezug bleibt in keiner Mythologie aus, er kann aber nicht hindern, daß den Elementen eine gewisser-

maßen davon unabhängige eigentümliche Verehrung zugewendet werde.

Auf der andern Seite erwächst aus dem Grund und Boden dieses Elementardienstes niemals die eigentliche Religion eines Volks; der Glaube selbst entspringt in einer geheimnisvollen Fülle übersinnlicher Ideen, die mit jenen Stoffen nichts gemein hat, sondern sie sich unterwirft. Allein der Glaube duldet Heilighaltung der Elemente in seinem Geleit, er mischt sie mit sich, und sie kann sogar, wenn er untergeht oder vergrößert wird, unter dem Volke fortwährend und länger anhalten. Der gemeine Haufen läßt seine großen Gottheiten fahren und beharrt doch noch eine Zeitlang in dem Kultus vertraulicher Hausgötter; auch ihnen entsagt er und behält seine Scheu vor den Elementen. Die Geschichte des heidnischen und christlichen Glaubens lehrt, wie lange nach Untergang jenes und Befestigung dieses eine Menge abergläubischer Gebräuche fort dauerten, ja heute fortdauern, die mit Verehrung der Elemente zusammenhängen. Es ist der letzte, kaum austilgbare heidnische Überrest; nach dem Zerfall der Götter treten die nackten Stoffe wieder vor, mit denen sich das Wesen jener geheimnisvoll vermählt hatte.

Das lautere, rinnende, quellende und versiegende Wasser, das leuchtende, erweckte und erlöschende Feuer, die nicht dem Auge, aber Ohr und Gefühl vernehmbare Luft, die nährenden Erde, aus welcher alles wächst, und in welche alles Gewachsene aufgelöst wird, erscheinen dem menschlichen Geschlecht von früher Zeit an heilig und ehrwürdig; Gebräuche, Geschäfte und Ereignisse des Lebens empfangen erst durch sie ihre feierliche Weihe. Weil sie in unablässig reger Tätigkeit und Kraft auf die gesamte Natur einwirken, widmet ihnen der kindliche Mensch Verehrung, ohne daß notwendig ein besonderer Gott dazwischentritt, der aber oft noch damit verknüpft erscheint. Auch heute weckt die Herrlichkeit und Macht dieser Urstoffe unsere Bewunderung; wie hätte sich das Altertum seines Anstaunens und Anbetens erwehren können? Solch ein Kultus ist einfacher, freier und würdiger als das dumpfe Niederfallen vor Bildern und Götzen.

## Der Wald: die heilige Stätte

Tempel ist zugleich Wald. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige, da ist der Raum, wo ihr der Jäger das gefällte Wild, der Hirte die Rosse, Rinder und Widder seiner Herde darzubringen hat.

Damit behaupte ich nicht, daß diese Waldverehrung alle Vorstellungen, die sich unsere Vorfahren von der Gottheit und ihrem Aufenthalt machten, erschöpfe; es war die hauptsächlichste. Einzelne Götter mögen auf Berggipfeln, in Felsenhöhlen, in Flüssen hausen, aber der feierliche, allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Hain; nirgends hätte er einen würdigeren aufschlagen können.

Zu einer Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst stattfanden, muß das menschliche Gemüt durch den Anblick hoher Bäume, unter freiem Himmel, zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen, von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die lang nachher eingetretene Vollendung eigentümlich deutscher Architektur, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? Wieweit hätte die Unform ärmlich geschnitzter oder gemeißelter Bilder von der Gestalt des Gottes abgestanden, den die kindliche Einbildungskraft der Vorzeit sich auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes thronend vorstellte. In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt.

## Vaterländische Religion und Christentum

Von Asiens westlicher Küste hatte sich das Christentum gleich herüber nach Europa gewandt; der breite Boden des Westteils, in dem es entsprungen war, konnte ihm nicht lange Nahrung geben, und auch im Norden Afrikas schlug es nur

flache Wurzel. Bald wurde und blieb Europa sein eigentlicher Sitz und Herd. Es ist beachtenswert, daß die Richtung, in welcher der neue Glaube von Süden nach Norden um sich griff, dem Strome der Wanderung gerade entgegensteht, die von Osten und Norden nach Westen und Süden damals die Völker hintrieb. Wie dorthier geistiges Licht eindrang, sollte von hieraus das Leben selbst erfrischt werden.

Langsam, Schritt vor Schritt, wich die Heidenschaft der Christenheit. Das Christentum war nicht volksmäßig. Es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volks. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und altertümlich geheiligt, Könige und Fürsten führten Stamm und Abkunft auf einzelne Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allem dem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von Verkündigern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Ursprung und Sitz der heiligen Lehre waren für immer in ferne Gegenden entrückt, und nur eine abgeleitete, schwächere Ehre konnte auf heimatische Stätten übertragen werden.

Der neue Glaube erschien im Geleit einer fremden Sprache, welche die Befehrer ihren Jünglingen überlieferten und dadurch zu einer die herabgewürdigte vaterländische Zunge in den meisten gottesdienstlichen Verrichtungen ausschließenden Priester Sprache erhoben.

Die Heidenbefehrer, strengfromm, enthaltsam, das Fleisch tötend, nicht selten kleinlich, störrisch und in knechtischer Abhängigkeit von dem entlegenen Rom, mußten das Nationalgefühl vielfach verletzen. Nicht bloß die rohen, blutigen Opfer, auch die sinnliche, lebensfrohe Seite des Heidentums war ihnen ein Greuel. Was aber ihr Wort und ihre Wundertätigkeit nicht bewirkten, sollte oft durch Feuer und Schwert von neubefehrten Christen gegen verstockte Heiden ausgerichtet werden.

Der Sieg des Christentums war der einer milden, einfachen, geistigen Lehre über das sinnliche, grausame, verwildernde Heidentum. Für die gewonnene Ruhe der Seele, für den verheißenen Himmel gab der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren. Viele folgten innerer Eingebung des Gemüths, andere dem Beispiel der Menge, nicht wenige dem Eindruck unvermeidlicher Gewalt.

Ob schon das untergehende Heidentum von den Berichterstatern gebliffentlich in Schatten gesetzt wird, bricht doch zuweilen rührende Klage über den Verlust der alten Götter, oder ehrenwerter Widerstand aus gegen die äußerlich aufgedrungene Aenderung.

Die Befehrer verschmähten es nicht, auf die Sinne der Heiden zu wirken durch alles, was dem christlichen Kultus ein höheres Ansehen gegenüber dem heidnischen gewähren konnte: durch weißes Gewand der Täuflinge, Vorhänge, Glockengeläute, Kerzenanzünden und Weihrauchbrennen. Es war auch weise oder kluge Maßregel, viele heidnische Plätze und Tempel beizubehalten, indem man sie, wo es anging, nur in christliche verwandelte und ihnen andere, gleich heilige Bedeutung überwies. Die heidnischen Götter selbst wurden zwar als unmächtige im Gegensatz zu dem wahren Gott dargestellt, doch nicht überall als machtlose an sich selbst, sondern in feindliche, böse Gewalten, in Teufel, Zauberer und Riesen verkehrt, die unterliegen müssen, denen aber noch eine gewisse schädliche Tätigkeit und Einwirkung beigelegt werden konnte. Einzelne heidnische Überlieferungen und abergläubische Gebräuche dauerten fort, indem sie bloß Namen änderten und auf Christus, Maria und die Heiligen anwendeten, was vorher von den Göttern erzählt und geglaubt wurde. Andernteils zerstörte und unterdrückte die Frömmigkeit christlicher Priester eine Menge heidnischer Denkmale, Gedichte und Meinungen, deren Vernichtung historisch schwer zu verschmerzen ist; allein die Gesinnung ist tadellos, welche uns ihrer beraubt hat. An der reinen Übung des Christentums, an der Tilgung aller heidnischen Spuren war unendlich mehr gelegen als an dem Vorteil, der später einmal, wären sie länger stehengeblieben, für die Geschichte hätte aus

ihnen hervorgehen können. Bonifatius und Willebrord, indem sie die heilige Eiche fällten, die heilige Quelle antasteten, und lange nachher die bilderstürmenden Reformierten dachten nur an die Abgötterei, die damit getrieben wurde. Wie jene ihre erste Tenne segten, ist anzuerkennen, daß die Reformation Nachwüchse des Heidentums ausrottete und die Last des römischen Bannes lösend unsern Glauben zugleich freier, innerlicher und heimischer werden ließ. Gott stehen wir allenthalben nah, und er weiht uns jedes Vaterland, von dem der starre Blick über die Alpen abzieht.

### Nationales Christentum

Das Christentum, behauptet man, stumpfe die Nationalitäten ab. Das ist etwa in dem Sinn wahr, daß auch Vernunft und Philosophie einen ewigen Frieden herbeiführen sollen. Wir gewahren aber unendliche Abstufungen der christlichen Lehre hart nebeneinander; und wie naheliegende Töne sich wenig vertragen, hat gerade das Abweichen des Protestantismus vom Pfad des Katholizismus Spaltungen der Geister vervielfacht. Und gegen den Protestantismus gibt es keinen besseren Schutz als eben im Gegensatz der katholischen und griechischen Kirche. Dulden wir nun neben Lutherischen Altlutherische, neben Katholiken Deutschkatholische, warum sollte dem dänischen Eiferer Grundtwig nicht sogar dänische Farbe des Glaubens zugestanden werden? Nur den Demokraten und nur den Ultramontanen vergeht alles Nationalgefühl, weil ihnen an nichts liegt als daran, jeden, wo er auch wohne, zu gewinnen; sonst kennen sie keine Heimat.

### Höchster, frommer Wunsch: der Sieg

Sieg war in den Augen unserer Vorfahren erste und höchste aller Gaben, doch betrachteten sie Wuotan nicht bloß als Siegverleiher; es ist auszuführen, daß er ihnen überhaupt für den Gott galt, von dessen Gnade der Mensch jede andere Auszeichnung zu erwarten hat, in dessen Hand alle höheren Güter stehen. – Den Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben, scheint die alte Sprache mit einem einzigen Worte, dessen Bedeutung sich nachher verengerte, auszudrücken, er hieß: der Wunsch.

# Deutsches Recht

Nicht römisches, sondern vaterländisches Recht

In ganz Europa, ausgenommen das römische Recht, ruhet kein anderes mehr auf breitem, festem Grund als unser vaterländisches; weniger ausgebildet zur Kunst wie jenes, eigentlich niemals gelehrt worden noch wissenschaftlich gepflegt mit Kraft und Nachdruck, steht es aber auch viel handfester, sinnlich treuer und in seiner reichhaltigen Jugend da. Man hat als einen Hauptzug der Nation längst anerkannt diese Anhänglichkeit an dem Väterlichen, dieses langsame und ihr schwer ankommende Ablassen davon. Wir würden sonst nimmermehr eine Poesie übrig haben, die an Alter und Wert allein neben der griechischen genannt werden mag. Und noch heutzutage haben sich Sitte, Spruch und Gewohnheit der Landeseinwohner nicht so ganz weder von der alten Sage, noch von der frischen Natur des alten Gesetzes entfernen können. In Mund und Weise unseres gemeinen Mannes tilgen sich manche Spuren noch nicht aus, die zum Trotz dem langen Zwischenraum mit dem Wege des Altertums zusammentreffen. Nach der alten Wahrheit stärkt die mütterliche Erde zu allen Dingen; eine lange törichte Zeit hatte uns geübt und beinahe gewöhnt, dasjenige zu verwahrlosen, was mitten, bei und neben uns geblieben war, woraus die treuen Augen unserer guten, ehrlichen Vorfahren hervorzublicken und die Frage an uns zu tun scheinen: ob wir sie endlich auch wieder grüßen wollen?

## Die Quellen des vaterländischen Rechtes

Die Weistümer sind ganz eigentlich meine Sache; hätte ich nicht Hand an sie gelegt, so wären sie nie gesammelt worden. Jetzt bezeigt man ihnen allerdings Aufmerksamkeit, schont und veröffentlicht, was sich davon vorfindet, und einfältigenden Arger gebende Stücke werden nicht mehr verbrannt.

Solcher Weistümer ein paar Tausende habe ich gerettet, weit eine größere Zahl ist verkommen und untergegangen; die bisherigen Germanisten achteten darauf so gut wie nicht, wußten davon so gut wie nichts. Sie sind eine merkwürdige Erscheinung, geradezu Eigentümlichkeit unseres Volks und bei keinem andern auftauchend; sie stehen im Gegensatz zu allem unserm andern Recht. Unsere Rechtswissenschaft, man darf es wohl bekennen, ist gewaltig förmlich und ein wenig steif. Das rührt daher, daß nichts Volksmäßiges in ihr gelegen ist. Die Leute verstehen ihr Recht nicht und haben keine Freude am Rechtsgang, weil sie dabei untätig bleiben; wer von einem Prozeß betroffen wird, nimmt sich einen Sachwalter an und muß sich ihn gefallen lassen. Unser Recht ist zusammengemischt aus römischem, dessen Geist und Feinheit zu ergründen man die lateinischen Klassiker, die ganze römische Geschichte studiert, aus kanonischem, das den übrigen Rechten sein Mildes oder sein Herbes im Sinne der Kirche hinzumengt, und aus den ärmlichen Brocken einheimischen Rechts, die sich hier und da in die Ecken geflüchtet hatten.

Die Weistümer aber, sie sind noch ungehemmte Ausflüsse des frischen, freien Rechts, das unter dem Volke selbst als Brauch entsprungen, in seinen Gerichten zum Recht geweiht worden war, nicht wick noch wankte, und keiner Gesetzgebung von seite des Herrschers bedurfte. Wo diese hinzutrat, war sie bloß bekräftigend, nicht selbstschaffend, oder fügte Nebendinge bei. Ich getraue mir in den Weistümern deutlich Zusammenhänge mit den nach der Befehrung lateinisch niedergeschriebenen Rechten einzelner deutscher Stämme und darüber hinaus unmittelbar mit dem entlegeneren Heidentum aufzudecken. Die Möglichkeit davon wird keiner leugnen, der nicht die überall ehrlich wiederkehrende Formel, daß sie fortweisen, was von den Vorfahren auf sie vererbt sei, der Lüge strafen will; gleich der Formel selbst geht das Recht in unvordenkliche Vergangenheit zurück. Natürlich aber ist, daß in langen Zeitläuften die Bestimmungen sich oft verdünnten und verdunkelten.

Man weiß, daß das mit dem Christentum und der lateinischen Kirchensprache eindringende fremde Recht zuerst die Haupt-

örter des Landes und die Sitze der Bischöfe und geistlichen Stifte einnahm, daß es vorzugsweise das deutsche Gerichtsverfahren zu verlegen und aufzulösen begann, während dem Landvolk lange noch sein Herkommen gelassen wurde, ungefähr wie neue Trachten von den vornehmen Ständen angenommen sind, und die Bauern an der altgewohnten Kleidung nichts verändern. So erklärt sich der Weistümer dauernder Fortbestand, wie sehr sich allmählich auch ihre Kreise verengten, ihre praktische Geltung geschmälert wurde und ihre letzten Überreste fast nur in den fester gezogenen Markgenossenschaften gehegt und geduldet blieben, bis auch dahin die Neuerung vordrang. Das eigentliche Mittelalter hindurch erscheint zwar ein neues Recht unter den Bürgern, das alte hingegen nach wie vor noch in den Händen des Landvolks und seiner Gerichte, die sich nachbarlich in weiten Gebieten unterstützten und ergänzten. Alles aber wurde doch in der lebendigen Landessprache verhandelt und verkündet, obgleich wir einzelne alte und schätzbare Aufzeichnungen der Geistlichkeit vorzüglich der der Stifte zu danken haben, die das Grau des Mönchlateins über alle Strecken der Geschichte des Mittelalters zu spinnen pflegte.

### Alte Gerichtsstätten

Das alte Gericht wurde nie anders als im Freien gehalten, unter offenem Himmel, im Wald, unter breitschattenden Bäumen, auf einer Anhöhe, neben einer Quelle; enge Wohnungen hätten die versammelte Menge nicht gefaßt, und die Ansicht des Heidentums verlangte zur Gerichtshaltung heilige Örter, an welchen Opfer gebracht und Gottesurteile vorgenommen werden konnten. Jene Opfer tilgte der Christenglaube, er ließ aber die alten Gerichtsstätten ungestört. Wir können daher noch bis in die spätere Zeit eine Vielheit von Plätzen aufzählen, welche Sitte und Herkommen für die Haltung der Gerichte beibehielt, doch entgeht uns meistens ihre Bedeutsamkeit, und es bleibt dunkel, warum hier auf dem Berg, dort unter dem Baum, hier auf der Straße, dort an dem Wasser Recht gesprochen wurde.

Gericht im Wald. Im Mittelalter pflegte man durch den Ausdruck forst (forestum) die Gegend in der Mark zu bezeichnen, wo sich das Gericht sammelte. Die meisten Mark- und Holzgedinge wurden im Wald oder auf Waldwiesen begangen.

Gericht unter Bäumen. Auf Wiesen und Auen, wahrscheinlich auch in den Wäldern, bezeichneten bestimmte Bäume die Gerichtsstätte. Oft wird nur ein einziger genannt, unter dessen Schatten sich Richter und Urteiler niederließen; oft sind es aber mehrere, und da hier wiederum die Zahl drei und sieben erscheint, so beziehe ich das auf die Urteiler, deren wenigstens drei sein müssen, meist sieben sind. In diesem Fall wird der Richter seinen Sitz in der Mitte, auf einem Stein oder Hügel gehabt, jeder Urteiler aber rings unter einem Baum gesessen haben. Die Normalzahl der Urteiler findet also auch in der Örtlichkeit der alten Gerichte Bestätigung. Die Art der Bäume ist in den Urkunden manchmal unangegeben: *judicia ad altam arborem*. – Häufig sind es Eichen. Folgende Orte, wahrscheinlich alte Gerichtsplätze, finden sich auf der weimarischen Karte von Deutschland: Dreieichen, Siebeneichen, kein Achteichen, Neuneichen, und nur einmal Fünfeichen und Viereichen. – Noch häufiger Linden. Noch jetzt trifft man in den meisten deutschen Dörfern, z. B. den hessischen, eine Linde auf einem Hügel, wohin der Grebe die Bauern versammelt; zuweilen ist die Anhöhe ummauert, und Stufen führen hinauf. Dergleichen Linden konnte sich jeder als einen Lustort vor seinem Hause anlegen, ohne daß dabei an das Gericht zu denken ist. Mehrere Linden auf einer Gerichtsstätte sind mir in Urkunden nicht vorgekommen; die weimarische Karte hat einen Ort Siebenlinden. – Seltner andere Bäume. Gericht auf offener Reichsstraße bei der Tanne. Vor dem Hagedorn unter blauem Himmel; beim Glier; bei der Birke; unterm Aufbaum. Ich habe keine Beispiele von Gerichten unter Apfelbäumen, und was viel auffallender ist, auch nicht unter Buchen oder Eschen. Die Esche ist gerade der heilige Gerichtsbaum des Nordens. Er heißt gewöhnlich *Hggdrasils* asfr. *Hggdr* ist Odin, *drasill* ein Pferd.

Odin hing neun Nächte am windigen Baum. Odins Pferd bedeutet also den Galgen, auf dem der Hängende reitet. Der Heiligkeit des Baumes schadet nicht, daß ein Gott daran-gehangen hat. Bei dieser geheimnisvollen Esche nun hält Thor und halten alle Götter Gericht. In ihrer Nähe finden sich die drei urteilenden Nornen, unter ihren drei Wurzeln quellen Brunnen, diese Brunnen stehen in Bezug auf Opfer und Weissagung.

Gericht auf Auen und Wiesen. Die alten März- und Mai-versammlungen scheinen auf großen und freien Auen, in der Nähe eines flusses gehalten worden zu sein; es fehlt an genauer Schilderung, und man weiß nicht, ob für den König ein erhöhter Sitz angeordnet war.

In der Nähe eines Wassers. Auch an Brunnen. Noch häufiger vor und auf Brücken. An Mauer und Geländer der Brücke fanden sich leicht Sitze für die Urteiler, man brauchte nur von zwei Seiten zu sperren, um völlig gehegt und ungestört zu sitzen. Doch erklärt den Gebrauch die bloße Bequemlichkeit der Sperrung schwerlich ausreichend, da man auch vor der Brücke und am Ufer Gericht hegte, oder an Brunnen. Vielmehr scheint ursprünglich das heilige Element zu Gerichtshandlungen erforderlich gewesen und darauf die beibehaltene Gewohnheit gegründet.

Auf Berg und Hügel. Die großen Volksversammlungen forderten freie Ebenen, geringere Gaugerichte fanden auf Anhöhen Raum.

Bei großen Steinen. Belege aus Urkunden vor der Zeit des Mittelalters sind mir nicht zur Hand, aber das hohe Altertum gerade dieser Art von Gerichten scheint unzweifelhaft; örtliche Überreste heidnischer Opfer- und Gerichtsstätten in Niederdeutschland, Skandinavien und in den keltischen Ländern zeugen laut davon. Nähere Forschungen können ergeben, ob auch bei diesen Dingsteinen, wie bei den Bäumen, die Zahl Drei, Sieben und Zwölf vorwaltet.

Vor dem Thor auf der Straße. Im Mittelalter waren vor den Burgtoren Steinstaffeln angebracht, die dazu dienten, um

zu Pferd zu steigen oder abzustiegen; auf eine solche Steinstaffel pflegte sich aber auch der Gerichtsherr oder sein Beamter niederzulassen, wenn er Recht sprach. – Das Mittelalter kennt auch viele Gerichte vor dem Kirchhof, auf dem Kirchhof, entweder weil da der freieste, ruhigste öffentliche Raum war, oder Nachwirkung der alten heidnischen Gottesdienst, Opfer und Gericht verbindenden Ansicht waltete? Seit Einführung des Christentums wurden Kirchen oft an die Stätte der alten Haine gebaut, auch wohl Bäume stehengelassen, die dem Volk wert waren, oder neue an deren Stelle gepflanzt. Gleich jenem Baum vor dem Tempel zu Upsala standen Gerichtslinden vor mancher christlichen Kirche. Verhandlungen, welche die Geistlichkeit mit betrafen, geschahen auch wohl in den Kirchen oder Kapellen selbst.

Die Karolinger suchten dem Richter und seinen ständigen Schöffen gegen Wind und Wetter bessern Schutz zu schaffen, als ihn Bäume und Felssteine gewährten; allein es ging noch lange Zeit hin, ehe sich alle Gerichte aus dem freien in die Häuser verloren und das Volk seiner festgewurzelten Sitte entsagte.

### Die gemeinsame Wurzel von Poesie und Recht

Daß Recht und Poesie miteinander aus einem Bette aufgestanden waren, hält nicht schwer zu glauben. In ihnen beiden, sobald man sie zerlegen will, stößt man auf etwas Gegebenes, Zugebrachtes, das man ein Außergeschichtliches nennen könnte, wiewohl es eben jedesmal an die besondere Geschichte anwächst; in keinem ist bloße Satzung noch eitle Erfindung zu Hause. Ihr beider Ursprung beruht auf zweierlei Wesentlichem, auf dem Wunderbaren und dem Glaubreichen. Unter Wunder verstehe ich hier die Ferne, worin für jedes Volk der Anfang seiner Gesetze und Lieder tritt; ohne diese Unnahbarkeit wäre kein Heiligtum, woran der Mensch hangen und haften soll, gegründet. Was ein Volk aus der eignen Mitte schöpfen soll, wird seinesgleichen, was es mit Händen antasten darf, ist entweiht. Glaube hingegen ist nichts anders als die

Vermittlung des Wunders, wodurch es an uns gebunden wird, welcher macht, daß es unser gehört, als ein angeborenes Erbgut, das seit undenklichen Jahren die Eltern mit sich getragen und auf uns fortgepflanzt haben, das wir wiederum behalten und unsern Nachkommen hinterlassen wollen. Nur die Gerechtigkeit ist dem Volk recht und untrüglich, die aus „der Ältesten frommer Kundschaft“ genommen wird; nur solche Sagen behagen ihm eigentlich, die es mit der Milch eingesogen und bei sich unter einem Dache wohnen gesehen hat. Man darf mit vollem Fug das Herkommen oder die Gewohnheit des Gesetzes wie des Epos in eine unausscheidliche Mischung himmlischer und irdischer Stoffe stellen; dunkel muß uns ihr Anheben sein; allein weil sie längst bei unsrem Geschlechte gewohnt haben und mit ihm hergekommen sind, so wissen wir auch gewiß und klar, warum wir es mit ihnen halten und ihnen zugewandt bleiben. Was aber aus einer Quelle springt, das ist sich jederzeit auch selbst verwandt und greift ineinander. Die Poesie wird folglich das Recht enthalten, wie das Gesetz die Poesie in sich schließen. Unseren Vorfahren wenigstens würde eine andere Ansicht fremd, ja unverständlich gewesen sein. Die heutige Wissenschaft pflegt alles haarklein zu spalten, sie aber trennten nichts, sondern genossen alles aus einem vollkommen zureichenden Grund; alles war ihnen nur für die geradeste, lebendigste Anwendung vorhanden, eben deshalb auch alles gemeines Gut und Eigentum jedermanns. Keinem Dichter gehörte das Lied; wer es sang, wußte es bloß fertiger und treuer zu singen; ebensowenig ging das Ansehen des Gesetzes aus von dem Richter, der kein neues finden durfte; sondern die Sänger verwalteten das Gut der Lieder, die Urteiler verweseten Amt und Dienst der Rechte. Unbedenklich also müssen die Poesie und das Recht der alten Zeit als füreinander beweisend und gültig angenommen werden und beide als mit Sitten und Festen des Volks eng zusammenhängend. Die Feier und Form der Ehen und Leichen kann hierzu das überzeugendste Beispiel liefern; das Kirchenrecht überhaupt scheint mir aus dieser Mitte zwischen geistlichem Glauben und weltlichem

Recht eigentlich entsprungen. Insgemein ist alles Recht, gleich der Sage, an einem Ort selbstgewachsen und in der Regel unentliehen, so viel gleiche, überraschende Züge der Gesetzgebung auch durch jedes Volk hingehen. Können diese aber noch in ihrer Einfachheit und Poesieähnlichkeit erkannt werden, so müssen sie zur unmittelbaren Wiederfindung und Aufdeckung mancher, im Wust der späteren Wissenschaft vielleicht untergegangener oder verhüllter Rechtsbegriffe dienen.

# Naturpoesie

## Naturpoesie und Kunstpoesie

**S**ch habe den Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie als etwas Historisches aufgenommen und immer so vor- gestellt, nie aber als etwas Gleichzeitiges gedacht, da ich ihn auch aus der Historie beweise. Es ist also ungerecht, mir vor- zuwerfen, daß ich in beiderlei nicht wieder auch dasselbe er- kenne, nämlich Poesie, indem ich ja auch beide: Poesie heiße. Die Poesie ist das, was rein aus dem Gemüt ins Wort kommt, entspringt also immerfort aus natürlichem Trieb und angebore- nem Vermögen, diesen zu fassen, – die Volkspoesie tritt aus dem Gemüt des Ganzen hervor; was ich unter Kunstpoesie meine, aus dem des Einzelnen. Darum nennt die neue Poesie ihre Dichter, die alte weiß keine zu nennen, sie ist durchaus nicht von einem oder zweien oder dreien gemacht worden, sondern eine Summe des Ganzen; wie sich das zusammengefügt und aufgebracht hat, bleibt unerklärlich, aber ist doch nicht geheim- nisvoller wie das, daß sich die Wasser in einen Fluß zusammen- tun, um nun miteinander zu fließen. Mir ist undenkbar, daß es einen Homer oder einen Verfasser der Nibelungen ge- geben habe.

Die Geschichte beweist den Unterschied z. B. damit, daß kein gebildetes Volk mit aller Kraft und Anstrengung ein Epos hervorzubringen vermag und es nie vermocht hat; es blieb bei den Versuchen, die nur in mehr oder weniger töricht ver- schieden sind. Goethe würde hier auch nichts ausrichten, seine Achilleis ist klüglich nicht fortgesetzt, und die gewandte Aus- führung eines Fragments kommt in keinen Anschlag, weil es nicht so schwer ist, einzelne Stücke in ein Epos einzufügen, andererseits noch schwerer, nicht zu merken, daß man damit in der That nichts tut, sondern nur einen alten Ton in sich nach- hallen läßt, d. h. schon dagewesene epische Gedanken und Reden

einer neuen Stellung unterwirft; sobald man das nun in die Länge zieht, geht einem der Atem darüber aus.

Weiter kommen wir auf die Frage, ob die alte Poesie besser und mehr ist als die neue oder ob wir besser sind als die frühen Menschen. Nun gestehe ich, daß mir alles Gespräch zuwidergeht, das sich gleich auf die heiligsten Sachen bringt, wo das dritte Wort Gut und Böses, Gott und der Teufel ist, worüber ich bloß mit mir selbst denken mag, wenn ich im Bett liege oder sonst einmal einsam bin. Ich glaube, spüre und traue, daß etwas Göttliches in uns ist, das von Gott ausgegangen ist und uns wieder zu ihm führt. Dieses bleibt und lebt immer im Menschen und wächst wie ein Feuer aus sich selber groß, aber historisch, d. h. in unsern Zeitbegriffen aufgefaßt, offenbart es sich sehr verschieden, im Verhältniß zu dem Irdischen, Menschlichen.

Die alten Menschen sind größer, reiner und heiliger gewesen als wir, es hat in ihnen und über sie noch der Schein des göttlichen Ausgangs geleuchtet, etwa wie helle, reine Körper noch eine Weile fortleuchten oder glänzen, wenn man sie unmittelbar aus dem grellen Sonnenstrahl in dichte Dunkelheit versetzt. So ist mir nun die alte, epische Poesie, Sagen-, Mythen-, geschichte, reiner und besser, ich will nicht sagen, lieber und näher als unsere witzige, d. h. wissende, feine und zusammengesetzte, in der ich den Trieb nach Wissen und Lehren, wiewohl in sich notwendig und wahrhaft, erkenne. Die alte Poesie ist unschuldig und weiß von nichts; sie will nicht lehren, d. h. aus dem Einzelnen auf alle wirken, oder fühlen, d. h. die Betrachtung des weiten Ganzen der Enge des Einzelnen unterstellen. Ferner: die alte Poesie ist ganz wie die alte Sprache einfach und nur in sich selber reich. In der alten Sprache sind lauter einfache Wörter, aber diese in sich selbst einer solchen Flexion und Biegung fähig, daß sie damit wahre Wunder tut. Die neue Sprache hat die Unschuld verloren, sie ist äußerlich reicher geworden, aber durch Zusammensetzung und Zufall, und braucht daher manchmal großer Zurüstung, um einen einfachen Satz auszudrücken. Da alles zusammenhängt insofern, als in allen

Gleichnissen ein Stück geheimer, größerer Wahrheit liegt, als die ist, welche um der auswendigen Unähnlichkeit willen man nicht gern zugegeben bekommt, so will ich das mit folgender Sage vergleichen, der man die Wahrheit ansieht: Zuerst haben die Menschen durch bloßes Anblicken Kinder erzeugt (Gott wirkt mit bloßen Gedanken), hernach aber Küsse dazu gebraucht, endlich Umarmung und leibliche Vermischung.

Ferner: die alte Poesie hat eine innerlich hervorgehende Form von ewiger Gültigkeit; die künstliche übergeht das Geheimnis derselben und braucht sie zuletzt gar nicht mehr. In der Naturpoesie ist Prosa unmöglich, in der Kunstpoesie wird Prosa notwendig, da schon die Sprache prosaisch wird. Wie wollte man in Goethes „Wilhelm Meister“ oder „Wahlverwandtschaften“ oder in vielen Büchern Jean Pauls aber nicht eben die wahre Poesie finden, die in Goethes Liedern liegt? Oder beten in ihren ungeschmückten Kirchen die Protestanten nicht ebenso fromm als die Katholiken, welche an ihrer alten Metrik mehr hängengeblieben sind?

Ich sehe also in der Kunstpoesie eine Zubereitung, in der Naturpoesie ein Sichvonselfstmachen; in jener ein reines Kämmerlein, in dieser ein ganzes Land; wenn ich traurig bin und spaziergehe, so finde ich Trost in der Macht und Wahrheit der Natur, ich habe nur einen Halm aufzuheben; dies ruht darauf, daß ich weiß, daß sie auch im Kleinsten standhält; auf ähnliche Art kann der betrübteste Mensch in einem Epos lesen, während ihm ein Drama widersteht und sein Unglück dieselbe Anmaßung hat.

Daß die Grenzen alter und neuer Poesie nicht nach der Schnur gehen, sondern wie Krebsgang, bald vor-, bald rückwärts, neben- und ineinander, das habe ich ausdrücklich besagt. Aber darum bleibt mein Unterschied doch und wirft Licht auf die Mittelzeit. Wenn ich also sage, daß die Kunstpoesie die der Natur aus sich selbst herzustellen sucht, ohne sie zu erreichen, so glaube ich recht zu sagen. In diesem Sinn ist Goethes Poesie weniger als eine alte Mythologie, wie Luther weniger als das

Christentum; gewiß hat Luther nach Wahrheit gerungen im Glauben, wie Goethe nach der in der Dichtkunst, und keiner von ihnen umsonst; aber dies Bewußtsein und Ringen des Einzelnen kann nicht soviel sein als die unbewußt dastehende Wahrheit; ein armes Volkslied verhält sich zu einem tüchtigen Meistergesang wie der Herzensglaube des einfältigen Pfarrkinds zur Predigt eines gelehrten Theologen. Auch ich zweifle nicht, daß Goethe mit einem gewissen Instinkt dichtet, was er schon lange Zeit mit sich überdacht hat, aber dafür überlegt auch die Volkspoesie sowenig ihre Metra, als der singende Vogel, welchen Ton er singen wolle und wie er Schnabel, Zunge oder Kehle dazu zu richten habe.

### Das Märchen und das schlichte Leben

Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, vom Himmel geschickt, eine ganze Stadt zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchern, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorratskammern, aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen; und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet als ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns, wenn wir den Reichtum deutscher Dichtung in frühen Zeiten betrachten und dann sehen, daß von so vielem nichts lebendig sich erhalten, selbst die Erinnerung daran verloren war und nur Volkslieder und diese unschuldigen Hausmärchen übrig geblieben sind. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Tristen und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

So denken wir jetzt, nachdem wir diese Sammlung übersehen;

anfangs glaubten wir auch hier schon vieles zugrund gegangen und nur die Märchen noch allein übrig, die uns etwa selbst bewußt, und die nur abweichend, wie es immer geschieht, von andern erzählt würden. Aber aufmerksam auf alles, was von der Poesie wirklich noch da ist, wollten wir auch dieses Abweichende kennen, und da zeigte sich dennoch manches Neue und, ohne eben imstand zu sein, sehr weit herumzufragen, wuchs unsere Sammlung von Jahr zu Jahr, daß sie uns jetzt, nachdem etwa sechs verflossen, reich erscheint; dabei begreifen wir, daß uns noch manches fehlen mag, doch freut uns auch der Gedanke, das Meiste und Beste zu besitzen. Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen fast nur in Hessen, wo wir her sind, nach mündlicher Überlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenige Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich Allen Dank, die theil daran haben.

Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden (freilich, die sie noch wissen, wissen auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen), denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prachtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte; ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß. Leicht wird man übrigens bemerken, daß sie nur da gehaftet, wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie oder eine noch nicht von den Verkehrtheiten des Lebens ausgelöschte Phantasie gewesen. Wir wollen in gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung ver-

teidigen: jenes bloße Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenrot schimmernd.

Innerlich geht durch diese Dichtungen dieselbe Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen; sie haben gleichsam dieselben bläulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen (in die sich die kleinen Kinder selbst so gern greifen), die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienst der Erde ungeschickt sind. So einfach sind die meisten Situationen, daß viele sie wohl im Leben gefunden, aber wie alle wahrhaftigen doch immer wieder neu und ergreifend. Die Eltern haben kein Brot mehr und müssen ihre Kinder in dieser Not verstoßen, oder eine harte Stiefmutter läßt sie leiden und möchte sie gar zugrunde gehen lassen. Dann sind Geschwister in des Waldes Einsamkeit verlassen, der Wind erschreckt sie, Furcht vor den wilden Tieren, aber sie stehen sich in allen Treuen bei, das Brüderchen weiß den Weg nach Haus wieder zu finden, oder das Schwesterchen, wenn Zauberei es verwandelt, leitet es als Rehkalbchen und sucht ihm Kräuter und Moos zum Lager; oder es sitzt schweigend und näht ein Hemd aus Sternblumen, das den Zauber vernichtet. Der ganze Umkreis dieser Welt ist bestimmt abgeschlossen: Könige, Prinzen, treue Diener und ehrliche Handwerker, vor allen Fischer, Müller, Köhler und Hirten, die der Natur am nächsten geblieben, erscheinen darin; das andere ist ihr fremd und unbekannt. Auch, wie in den Mythen, die von der goldenen Zeit reden, ist die ganze Natur belebt, Sonne, Mond und Sterne sind zugänglich, geben Geschenke oder lassen sich wohl gar in Kleider weben, in den Bergen arbeiten die Zwerge nach dem Metall, in dem Wasser schlafen die Nixen, die Vögel (Tauben sind die geliebtesten und hilfreichsten), Pflanzen, Steine reden und wissen ihr Mitgefühl

auszudrücken, das Blut selber ruft und spricht, und so übt diese Poesie schon Rechte, wonach die spätere nur in Gleichnissen strebt. Diese unschuldige Vertraulichkeit des Größten und Kleinsten hat eine unbeschreibliche Lieblichkeit in sich, und wir möchten lieber dem Gespräch der Sterne mit einem armen verlassenen Kind im Wald, als dem Klang der Sphären zuhören. Alles Schöne ist golden und mit Perlen bestreut, selbst goldene Menschen leben hier, das Unglück aber eine finstere Gewalt, ein ungeheurer menschenfressender Riese, der doch wieder besiegt wird, da eine gute Frau zur Seite steht, welche die Not glücklich abzuwenden weiß, und dieses Epos endigt immer, indem es eine endlose Freude aufzutut. Das Böse auch ist kein Kleines, Nahstehendes und das Schlechteste, weil man sich daran gewöhnen könnte, sondern etwas Entsetzliches, Schwarzes, streng Geschiedenes, dem man sich nicht nähern darf; ebenso furchtbar die Strafe desselben: Schlangen und giftige Würmer verzehren ihr Opfer, oder in glühenden Eisen-  
schuhen muß es sich zu Tode tanzen. Vieles trägt auch eine eigene Bedeutung in sich: die Mutter wird ihr rechtes Kind in dem Augenblick wieder im Arme haben, wenn sie den Wechselbalg, den ihr die Hausgeister dafür gegeben, zum Lachen bringen kann; gleichwie das Leben des Kindes mit dem Lächeln anfängt und in der Freude fortwährt, beim Lächeln im Schlaf aber die Engel mit ihm reden. So ist eine Viertelstunde täglich über der Macht des Zaubers, wo die menschliche Gestalt frei hervortritt, als könne uns keine Gewalt ganz einhüllen, und es gewähre jeder Tag Minuten, wo der Mensch alles Falsche abschüttele und aus sich selbst herausblicke; dagegen aber wird der Zauber auch nicht ganz gelöst, und ein Schwanenflügel bleibt statt des Arms, und weil eine Träne gefallen, ist ein Auge mit ihr verloren, oder die weltliche Klugheit wird gedemütigt und der Dummling, von allen verlacht und hintangesetzt, aber reines Herzens, gewinnt allein das Glück. In diesen Eigenschaften aber ist es gegründet, wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergibt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie darum

erfunden, aber es erwächst daraus, wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüte ohne Zutun der Menschen. Darin bewährt sich jede echte Poesie, daß sie niemals ohne Beziehung auf das Leben sein kann, denn sie ist aus ihm aufgestiegen und kehrt zu ihm zurück, wie die Wolken zu ihrer Geburtsstätte, nachdem sie die Erde getränkt haben.

### Das ort=, zeit= und namenlose Märchen

Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die ersten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachsen; weil aber einen jeden ihre einfache Poesie erfreuen und ihre Wahrheit belehren kann, und weil sie beim Haus bleiben und forterben, werden sie auch Hausmärchen genannt. Die geschichtliche Sage fügt meist etwas Ungewöhnliches und Überraschendes, selbst das Übersinnliche geradezu und ernsthaft an das Gewöhnliche, Wohlbekannte und Gegenwärtige, weshalb sie oft eckig, scharf und seltsam erscheint; das Märchen aber steht abseits der Welt in einem umfriedeten, ungestörten Platz, über welchen es hinaus in jene nicht weiter schaut. Darum kennt es weder Namen und Orte, noch eine bestimmte Heimat, und es ist etwas dem ganzen Vaterlande Gemeinsames.

### Vom Sammeln der Märchen

Mit dieser weiteren Sammlung von Hausmärchen ist es der treibenden, starken Zeit unerachtet schneller und leichter gegangen als mit der ersten. Das Glück hat uns begünstigt, das Zufall scheint, aber gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. Einer jener guten Zufälle war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nah bei Kassel gelegenen Dorfe Zwehrn, durch welche wir einen ansehnlichen Teil der hier mitgeteilten, darum echt hessischen Märchen, sowie mancherlei Nachträge zum ersten Band erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt, heißt Viehmännin, hat ein festes und angenehmes Gesicht, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrscheinlich in ihrer Jugend

schön gewesen. Sie bewahrt diese alten Sagen fest in dem Gedächtnis, welche Gabe, wie sie sagt, nicht jedem verliehen sei und mancher gar nichts behalten könne; dabei erzählt sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in seiner Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der müßte hören, wie genau sie immer bei derselben Erzählung bleibt und auf ihre Richtigkeit eifrig ist; niemals ändert sie bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und bessert ein Versehen, sobald sie es bemerkt, mitten in der Rede gleich selber. Die Unhänglichkeit an das Überlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen. Eben darum hat es auch, so vielfach erprobt, eine gewisse eindringliche Nähe und innere Tüchtigkeit, zu der anderes nicht so leicht gelangt, das äußerlich viel glänzender erscheinen kann. Der epische Grund der Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und färbt, ohne je zu ermüden.

### Kinderglaube

Wenn ein Brüderchen oder Schwesterchen geboren wird und die Kinder fragen, woher es gekommen sei, so sagt man ihnen: aus dem Brunnen, da hole oder schöpfe man sie heraus. Gewöhnlich ist aber an dem Ort ein gewisser Brunnen, auf den man verweist, und wenn sie hineingucken, sehen sie ihre eigenen Köpfe unten im Wasser und glauben desto mehr daran.

Oder man sagt: ein Engel bringe sie, und der habe zugleich das Zuckerwerk mitgebracht, das ihnen bei der Kindtaufe oder vorher gegeben wird; gewöhnlich sind es bunte Zuckererbsen. Oder: der Storch fische die Kinder im Wasser und bringe

sie in seinem roten Schnabel getragen; darum wird er an-  
gesungen:

Klapperstorch, Langbein,  
bring meiner Mutter ein Kind heim,  
leg' es in Garten,  
will es fein warten,  
leg's auf die Stiegen!  
will es fein wiegen.

Oder auch niederdeutsch:

Ebeer, Langbeen,  
wenneer wult du to Lande teen.

Der Name des Storches Udebar bedeutet nach einigen Kindträger, von baren, tragen, andere erklären Oudevar durch: alter Vater. Unter den Nürnberger Spielwaren ist der Storch mit dem Wickelkind im Schnabel sehr häufig. Er bringt nach Fischart auch die roten Schuhe mit.

In Frankreich sagt man, die Kinder wüchsen aus dem Kohl und lägen oben in den großen Häuptern. Doch scheint die Idee von dem Lebensbrunnen auch in der Bretagne nicht fremd.

Bronner erzählt in seinem Leben (Zürich 1795. I, 23. 24): „Da fragte ich meinen Vater einst bei Tisch: wo ist denn unser Brüderlein hergekommen? Die Hebeamme saß auch dabei. Diese Frau da, sagte er, hat es aus dem Krautgarten hereingebracht, du kannst noch heute den hohlen Baum sehen, aus dem die kleinen Kinder immer herauschauen, die man denn abholen läßt, sobald man ihrer verlangt.“ Es war eine hohle Weide an einem Teich, Bronner schaute hinein und sah den Knaben im Wasser; sein Vater hieß ihn rufen: „Buben, wo seid ihr?“ und er zweifelte nicht mehr. – In einem Kinderlied kommt vor:

die andere geht ans Brünnehen  
und findet ein goldenes Kindchen.

Wenn die Kinder, die noch in der Wiege liegen, mit ihren Händchen spielen, danach greifen, als hätten sie ein besonderes

Wohlgefallen daran, so glaubt man, sie täten es bloß darum, weil ihnen ihre Armchen und Händchen ganz wie von Gold und glänzend vorkämen. – Säckeln sie im Schlaf, so reden die Engel mit ihnen. – Wenn sie das Schluchsen bekommen, sagt man: „nun wächst ihnen das Herz.“ – Fällt ein Kind, so sagt man: „da liegt ein Spielmann begraben!“ Hungert es: „die Frösche murrten in seinem Leib“. – Will es nicht schlafen, so legt man ihm einen Schlafapfel, den moosartigen Auswuchs an der wilden Rose, unter das Kissen; man glaubt, es erwache nicht eher, als bis er wieder weggenommen werde.

Kinder gehen oft gefährliche Wege, über eine schmale Brücke oder die Balken unterm Dach, auf dem Brunnenrand, und doch begegnet ihnen kein Unglück; das macht, weil jedes Kind seinen Engel hat, der es bewahrt, hält und führt. Auch die Worte, die es reden soll, gibt er ihm in den Mund.

Wenn die Kinder abends vor Müdigkeit mit den Augen blinzen und gleichwohl noch gern wachblieben, aber nicht können, so heißt es: das Sandmännchen kommt! plattdeutsch: de Sandsaier (Sandfäher) kumt. Es liegt die Idee zugrunde, daß Sand ausgesäet und in die Augen gestreut werde, was ja auch als sprichwörtliche Redensart bekannt ist. In Bayern sagt man: das Pechmännchen kommt!, das nämlich mit Pech die Augen zulebt. – Nach der griechischen Mythe sprengt der Schlaf, wie dort Sand, Ethewasser in die Augen und weht mit seinen Flügeln, bis man entschläft. Bei Zeus setzt er sich auf die höchste Tanne des Ida in das stachelvolle Gezweig. –

In Bayern schreckte man zur Zeit Aventins die Kinder mit dem Ausruf: „schweige, die Drud kommt über dich!“ In Franken und Schwaben sagt man: „still, die eiserne Bertha kommt!“ In Hessen und Thüringen fürchten sich die Kinder vor der Frau Holle, sie zieht sie in ihren Teich, die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. In Pommern ist es de olle Möme (die alte Mutter) oder auch de Watermöme; auf der Insel Föhrde: de blinde Jug. Sonst zeigt sich dort als Schreckbild de ruge Claas (der rauhe

Niflas) und um Weihnachten de Bullkater (welches auch der Name für ein heranziehendes dickes Regen- und Donnergewölk ist). Im Dithmarsischen de Pulter= (Polter) Klas. Im Österreichischen Klaubauf, Grambus, auch Berthel. In der Schweiz heißt das Gespenst Bauwi, Baui, womit wahrscheinlich der holsteinische Buman und unser Bauzemann, Bozemann zusammenkommt; gewöhnlich verummmt sich jemand mit weißen Tüchern und nimmt einen Besen in die Hand, man hat in Hessen noch einen Reim darüber:

Es geht ein Bozemann auf unserm Boden herum,  
er rüttelt sich, er schüttelt sich,  
er wirft sein Säckchen hinter sich,  
es geht ein Bozemann auf unserm Boden herum!

Der Knecht Ruprecht dagegen, welcher den Kindern den 6. Dezember erscheint, hat ein beruhtes, ganz schwarzes Gesicht. In der Lausitz heißt dieser noch heute Dieterich von Bern. Im Hanauischen sagt man zu einem unartigen Kind: „wart, der Großvater kommt!“

Manchmal ziehen viele kleine Wolken, die man Lämmerchen heißt, am Himmel ganz langsam, und scheint nun die Abendröte darüber, so sagt man den Kindern: „da füttert der liebe Gott seine Herde Schäfchen mit Rosenblättern.“ – Nach Fischart sind die Wolken bei den Kindern Wolle oder Blumendolder, das Gewölk Spinnweb oder Schinhut. Wenn die Wolken fallen, kann man alle Lerchen sehen. – Wenn die Sterne nachts hell blinken und die Kinder wollen noch nicht zu Bett, so heißt es: „seht Kinder, die Himmelstüre hat der liebe Gott auch schon zugemacht.“ Die Sterne sind die goldenen Nägel, womit das Tor beschlagen ist, und der Mond ist das Schloß daran.

fällt Schnee, so sind es Federn aus dem großen Bett, das dem lieben Gott aufgegangen ist; oder Frau Holle mache ihr Bett.

Vom wehenden Schnee in großen flocken: „Müller und Bäcker schlagen sich miteinander.“ Das sagt man auch, wenn

es zugleich regnet und schneit. Schnee ist Mehl, im Isländischen miöll, nix candidissima, gerade wie wir Mehltau haben. – Der Wind ist ein gieriges Tier, das Nahrung für seine Kinder sucht. Prætorius führt an in der Weltbeschreibung I, 429: „zu Bamberg in Franken zur Zeit eines starken Windes hat ein alt Weib ihren Mehlsack in die freie Luft nebenst diesen Wörtern ausgeschüttet:

lege dich, lieber Wind,  
bringe das deinem Kind!

Sie wollte hiermit den Hunger des Windes stillen, da sie glaubte, derselbige wüthe darum, wie ein fräßiger Löwe oder grimmiger Wolf.“

Das Blut der Kinder macht alles, was es anrührt, wieder rein und gesund oder stellt den natürlichen Zustand wieder her, und zwar darum, weil es selbst als etwas ganz Reines betrachtet wird. So vernichtet es in dem Märchen von dem treuen Johannes den Zauber und gibt dem Stein das menschliche Leben wieder. Man hat viele Sagen, daß es allein den sonst unheilbaren Ausatz hat heilen können. Auf dieser Reinheit der Kinder beruht noch ein anderer Glaube, daß nämlich Mauern, über ein Kind gebaut, allein unverrücklich festständen. Nach einer dänischen Sage stürzten die Wälle von Kopenhagen immer wieder ein, bis ein unschuldiges Kind, das man auf einen Stuhl an einen Tisch mit Spielzeug gesetzt und von zwölf Maurern schnell hatte überwölben lassen, zur Grundlage derselben genommen wurde. Verwandt ist die britische Sage von dem Gebäude eines Königs, das nicht zustande kommen konnte, weil jede Nacht wieder verschwand, was am Tage gebaut war. Worauf die Zauberer behaupteten, es werde nur dann stehen, wenn der Kalk mit dem Blute eines, der ohne Vater geboren worden (also eines ganz reinen Kindes) gemischt werde.

In der Idee der Reinheit und Unschuld der Kinder liegt es auch, wenn die Entscheidung durch das Los häufig in ihre Hand gelegt wird; noch heute pflegen bei den öffentlichen Glücksspielen Knaben in das Rad zu greifen. Aber schon in dem alt-

friesischen Gesetz war bestimmt, daß, wenn kein Priester zugegen war, „jeder unschuldige Knabe“ eins von den verhüllten, auf den Altar oder heilige Reliquien gelegten Stäbchen hervorziehen konnte, wodurch entschieden wurde, ob die Angeklagten an einem Morde schuldig oder unschuldig waren.

### Märchen und Sage

Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlands überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns naheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahezubringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringeren Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haften, an einem Ort oder an einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgendeine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Fleckchen wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märchen zu hören gäbe, manche, an denen die Volksagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein pflegen. Diese anscheinende Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie dafür innerlich auch weit eigentümlicher; sie gleichen den Mundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangengeblieben sind, während die Märchen ein ganzes Stück alter Dichtung, sozusagen, in einem Zuge zu uns übersetzen. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkslieder entschieden mehr zu den Sagen, als zu den

Märchen, die wiederum in ihrem Inhalt die Unlage der frühesten Poesien reiner und kräftiger bewahrt haben, als es sogar die übriggebliebenen größeren Lieder der Vorzeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märchen Teile der urdeutschen Heldensage erhalten haben, ohne Namen (außer wo diese allgemein und in sich selbst bedeutend wurden, wie der des alten Hildebrand); während in den Liedern und Sagen unseres Volkes so viele einzelne, beinahe trockene Namen, Örter und Sitten aus der ältesten Zeit festhaften. Die Märchen also sind teils durch ihre äußere Verbreitung, teils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedener Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Über den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen ineinandergreifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzufuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sittliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenessenschaft der Sage ist folglich gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem, was wirkliche Geschichte heißt (und einmal hinter einen gewissen Kreis der

Gegenwart und des von jedem Geschlechte Durchlebten tritt), dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erfordernis abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eiteles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, sondern eine Nothwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nötigen Andacht, bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Jene stete Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volksagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertruern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was sie besäßen, eine gewisse Einfriedigung fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volksage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austellt. Noch geht sie an Örter und Stellen, die unsere Geschichte längst nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und

untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

Das erste, was wir bei Sammlung der Sagen nicht aus den Augen gelassen haben, ist Treue und Wahrheit. Als ein Hauptstück aller Geschichte hat man diese noch stets betrachtet; wir fordern sie aber ebensogut auch für die Poesie und erkennen sie in der rechten Poesie ebenso rein. Die Lüge ist falsch und böß; was aus ihr herkommt, muß es auch sein. In den Sagen und Liedern des Volkes haben wir noch keine gefunden: es läßt ihren Inhalt, wie er ist, und wie es ihn weiß; dawider, daß manches abfalle in der Länge der Zeit, wie einzelne Zweige und Äste an sonst gesunden Bäumen vertrocknen, hat sich die Natur auch hier durch ewige und von selbst wirkende Erneuerungen sichergestellt. Den Grund und Gang eines Gedichts überhaupt kann keine Menschenhand erdichten; mit derselben fruchtlosen Kraft würde man Sprachen, und wären es kleine Wörtchen darin, ersinnen, ein Recht oder eine Sitte also bald neu aufbringen oder eine unwirkliche Tat in die Geschichte hinstellen wollen. Gedichtet kann daher nur werden, was der Dichter mit Wahrheit in seiner Seele empfunden und erlebt hat, und wozu ihm die Sprache halb bewußt, halb unbewußt, auch die Worte offenbaren wird; woran aber die einsam dichtenden Menschen leicht, ja fast immer verstoßen, nämlich an dem richtigen Maß aller Dinge, das ist der Volksdichtung schon von selbst eingegeben. Überfeine Speisen widerstehen dem Volk, und für unpoetisch muß es gelten, weil es sich seiner stillen Poesie glücklicherweise gar nicht bewußt wird; die ungenügsamen Gebildeten haben dafür nicht bloß die wirkliche Geschichte, sondern auch das gleich unverletzliche Gut der Sage mit Unwahrheiten zu vermengen, zu überfüllen und überbieten getrachtet. Dennoch ist der Reiz der unbeugsamen Wahrheit unendlich stärker und dauernder als alle Gespinste, weil er nirgends Blößen gibt und die rechte Kühnheit hat. In diesen Volksagen steckt auch eine so rege Gewalt der Überraschung, vor welcher die überspannteste Kraft der aus sich bloß schöp-

fenden Einbildung zuletzt immer zuschanden wird, und bei einer Vergleichung beider würde sich ein Unterschied dargeben, wie zwischen einer geradezu ersonnenen Pflanze und einer neu aufgefundenen wirklichen, bisher von den Naturforschern noch unbeobachteten, welche die seltsamsten Ränder, Blüten und Staubfäden gleich aus ihrem Innern zu rechtfertigen weiß oder in ihnen plötzlich etwas bestätigt, was schon in andern Gewächsen wahrgenommen worden ist. Ähnliche Vergleichen bieten die einzelnen Sagen untereinander, sowie mit solchen, die uns alte Schriftsteller aufbewahrt haben, in Überfluß dar. Darum darf ihr Innerstes bis ins kleinste nicht verletzt, und darum müssen Sache und Tatumstände lügenlos gesammelt werden. An die Worte war sich, soviel tunlich, zu halten, nicht an ihnen zu kleben.

# Dichtung der Germanen

## Nordische Poesie

Die Quellen einheimischer Poesie werden eben wieder aufgedegraben, der Zusammenhang derselben mit den Dichtungen südlicher Völker offenbart sich immer mehr, gleicherweise ist eine Hindeutung nach dem Orient nicht weiter zweifelhaft: auf der andern Seite, was unabhängig von fremden Einflüssen auf eigenem Boden gewachsen, wird anerkannt, und so scheint es immer deutlicher zu werden, wie die Völker aufeinander gewirkt, was sie gegenseitig sich mitgeteilt, und was als selbständiges Eigentum einem jeden muß vorbehalten werden. Haben wir dieses vollständig erkannt, dann dürfen wir es wagen, dem Faden nachzugehen, welchen die alte Fabel gesponnen und in wunderbaren Kreisen und Figuren durch die Welt gezogen. Wie wäre es aber möglich, ohne dies forschen nach ihren Völkerwanderungen das Leben der Poesie, ihre Entstehung und ihr Wachstum zu begreifen? Wie wir die Form einer zarten Pflanze noch aus dem Eindruck, den sie in dem harten Stein zurückgelassen, so müssen wir nicht selten, was bei uns verloren, in einer Abbildung erkennen, die bei einem fremden Volk davon entstand, und die, wenn sie auch nur geborgte Strahlen davon zurückwirft, doch den alten Glanz ahnen läßt. Nach keiner Seite werden wir aber so natürlich hingewiesen, als nach dem Norden, und darum scheint es Zeit, die Aufmerksamkeit auch dahin zu lenken. Die Bahn ist erst wenig geebnet: die Mythologie war es meist, die man aufsuchte, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzutun und sich nach Beweisen für eine Ansicht umzusehen, die sie im voraus für eine Nachahmung der griechischen und römischen ausgab, und welche kritische hieß. An die alte Dichtung hat man wenig gedacht, und doch hat die Sonne Homers auch über diese Eisberge ihren Glanz und über die bereiften Täler ihre Edelsteine

ausgestreut. Zwischen einem wildkriegerischen, tatenreichen Leben, das in den frühen Zeiten meist in Seeräubereien zum Erwerb des Unterhalts oder in Heerfahrten bestand, welche die Nachbarn zur Tributpflichtigkeit unterwarfen, und zwischen einer müßigen Ruhe und Untätigkeit war das Dasein der Nordländer geteilt. Ein rauhes Klima verweigerte dann die Lust eines üppigen leichten Lebens, und die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten zählend, waren sie einer stillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Taten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So scheint es aber auch, als ob sie alle geistige Lust und Kraft der Poesie zugewandt, und während es an jenen fast nur musikalischen und mit Farben spielenden Liedern südlicher Völker fehlt, so erscheint ein Reichthum an epischen Dichtungen, welcher bei dem verhältnismäßig kleinen Volk verwunderungswürdig ist: Dichtungen, welche zu den tieffinnigsten und gewaltigsten gehören, welche je durch die Seele eines Menschen gegangen. Sie haben alle etwas Urfanfängliches, Rohes: die Form ist oft ganz vernachlässigt, hart und streng (denn sie pflegt erst später an schon Überliefertem zugesügt oder ausgebildet zu werden); dagegen aber haben sie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen unbeschränkten und ungezügelmten Lebens, das alles Außerliche verschmäh't. Der Norden besaß alles, was der Poesie Bedeutung und eingreifendes Leben gibt, und wodurch sie ebensowohl auf den eigenen Boden festgestellt, als an die Sterne angeknüpft wurde.

Die Elemente der Poesie einer Nation erscheinen nie reiner und mehr vereinigt als in den Volksliedern, und diese sind es, welche aus dem Norden den Freunden der Poesie hier in einer Übersetzung übergeben werden. Es schien auch ihnen das Los bestimmt, das alle Volksdichtung zu treffen pflegt: die Verachtung und Geringschätzung, welche die spätere entgegengesetzte Kunstkultur gern daran ausübt, um sich zu retten; und nur ein glücklicher Zufall hat sie erhalten, ehe noch so viel wie bei uns untergegangen war. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts kam, durch einen Sturm genötigt, die Königin

Sophia von Dänemark, Mutter Christians des Vierten, zu der Insel Hven, wo Tyge de Brahe damals lebte und Anders Söfrensön Wedel, der dänische Geschichtsschreiber und Übersetzer des Saxo Grammaticus. Dieser hatte für die dänische Geschichte die alten Heldenlieder gesammelt, die Königin hörte davon reden und gewann Lust, sie kennenzulernen. Auf ihren Befehl also und nach wiederholter Erinnerung gab Anders Söfrensön Wedel fünf Jahre nachher (1591) das erste Hundert jener Lieder heraus, wie er dies alles in der Dedication an die Königin erzählt.

In Dänemark also und in dänischer Sprache wurden diese Lieder gesammelt, dennoch glauben wir ein Recht zu haben, das Eigentum des größten Theils derselben ganz Scandinavien zuzuschreiben.

Noch jetzt ist im tiefen Norden zwischen Felsen und Meeren die Kinderstube unserer Poesie aufgebaut, wo die Riesenamme noch an der leeren Wiege sitzt und die alten Lieder singt, denn sie ist vor Alter blind geworden, und isländisches Moos bedeckt ihre Augen; ihr Mann, der alte Bergriese, ist längst neben ihr eingeschlummert, Schnee bedeckt sein Haupt, und nur zuweilen, wenn er von den Kämpfen mit den Recken träumt, haucht er Feuer aus; das Kind aber war mit offenen Augen geboren und ist ihr davongelaufen, ehe es noch ihre Künste abgelernt hat. Jetzt kommt es wieder zurück zu der Alten, die von ihm erst verschmäht wurde, und die Alte ist noch freundlich und gesprächig, sie weiß nicht, daß es seine Muttersprache mehrmals vergessen und wieder gelernt hat. Kaum können wir diesen Fabelkreis berühren, ohne auch zu fabeln; sei dieses ein Zeichen, wie uns diese Lieder zu Herzen gegangen, die hier in einer treuen und echt deutschen Übersetzung vor uns liegen, deren Mitgenuß wir allen Deutschen recht bald wünschen. Die von Herder, der so vieles Herrliche angeregt hat, bearbeiteten Romanzen vom König Oluf und die zauberische Elvershöf, der Wassermann, der in Goethes „Fischer“ steht, die hier in meiner Übersetzung sich auch wiederfinden, können jedermann einen Vorschmack dieser Dichtungen geben, die keineswegs, wie

der dänische Titel besagt, bloß Heldenlieder sind, sondern in schöner Mannigfaltigkeit, in sinnreichen Märchen auch alle übrigen Verhältnisse der Menschen, häusliche und öffentliche, berühren.

Was die Heldenlieder anbetrifft, so tragen wir kein Bedenken, sie für uralt auszugeben und ihre Entstehung weit zurück in die heidnische Zeit, in das fünfte und sechste Jahrhundert zu schieben. Es lebt der Geist jener furchtbaren alten Zeit in ihnen und das Geschlecht der Riesen, welche an dem Eingange jeder Geschichte stehen. Alles Maß, wie in der Gesinnung und Tat, so auch in dem Außern, in den Gestalten, Waffen ist ungeheuer: jeder Kämpfer hat fünfzehn Ellen unter dem Knie, Sivarð reißt die Eiche aus, steckt sie an seinen Gurt und tanzt damit; ja, die rechte Heldenbraut trinkt das Bier aus Tonnen und verzehrt ganze Ochsen. Was aber zunächst darauf führt: es werden Helden darin genannt, welche dazumal lebten, und Taten beschrieben, welche dazumal geschahen, und welche nicht Jahrhunderte später besungen wurden, nach einer Erzählung, die niemand geben konnte, weil sonst nichts als die Volksdichtung die frühe Geschichte aufbewahrt, und weil diese Dinge nicht können erfunden werden oder nur nach etwas Ähnlichem, und jede Erfindung demnach immer wieder etwas früheres, ein Original, voraussetzt; sondern wozu die frische Gegenwart begeisterte. – Von der Poesie dieser Lieder kann man sagen, daß sie roh sei, ohne Schimmer und einfarbig, aber von gewaltiger Art. Ohne Einleitung und Erklärung hebt die Erzählung an, die den Ausgang öfters schon in der ersten Strophe vorausverkündigt und alles einfach und in großen Massen hinstellt: dann treten die Helden selbst auf, und ihre Reden sind wie Schwertschläge, von starken Armen gegeben, treffend und entscheidend. Die Poesie ist sich ihrer Tiefe noch gar nicht bewußt, sie weiß nicht, warum diese Taten geschehen; darum hat sie nichts zu erläutern, die Motive sind nicht breit dargelegt, aber die leise Hindeutung darauf trifft desto stärker. Erst als Hogen über die verräterisch gestreuten Erbsen hinfällt, gedenkt Grimild des vorher geschlossenen Vertrags, daß er nicht wieder

aufstehen dürfe, wenn er einmal gestürzt sei. Alles in der Mitte Liegende, Verbindende ist ausgelassen, die Taten stehen streng nebeneinander, wie Berge, deren Gipfel bloß beleuchtet sind: und betrachtet man diese Härte bei dieser Erhabenheit und das Vordringende und Dramatische in diesen Liedern, so ist dabei eine Erinnerung an den Geist der alten Tragödie nicht zu kühn. Diese Macht der ersten Dichtung, die wie ein Bergstrom Felsenstücke herunterwirft und alles mit sich fortreißt, kann doch nimmermehr durch die spätere Anmut und äußerliche Vollendung ersetzt werden. Freilich diejenigen, welche sich auch in der Poesie eine bestimmte Art herausgesucht und nur auf einen Ton aus ihrem vollstimmigen Weltkonzert hören wollen, werden wenig Gefallen an diesen Liedern tragen. Und doch bricht durch dieses ungebändigte Riesenleben oft ein zarter Gedanke, wie durch Felsen ein Sonnenstrahl. Rührend ist die Sage von der Treue des Löwen erzählt, die fast bei allen Völkern gefunden wird: er gräbt den König aus dem Felsen, trägt ihn fort und, wenn er ruht, legt er das Haupt in seinen Schoß. Wir wissen nichts danebenzusetzen und nur eins darüber, nämlich die Treue des herrlichen Rosses Bayard, wie die vier Heymonskinder davon sagen.

Es gibt eine Sage in Schweden von einem alten Mann, der in der Meerestiefe sitzt und die Harfe spielend zu den Tänzen der Elfen in einer ewigen Musik lebt; Kindern, die an das Ufer kommen und ihn in der Einsamkeit erblicken, erweckt er Stimme und Lust zum Gesang. Möchten diese Lieder auch also Lust erwecken.

### Altgermanische und altdutsche Dichtung

Von der Schönheit der italienischen Poesie ist die Menge eingenommen: ich gestehe, daß sie mir fast entbehrlich ist; Ariosto und Tasso mag ich nicht aus guten Gründen, Petrarca wohl, den man aber wie alle Lyriker in mäßigen Portionen genießen muß; Dante zieht mich nur an, wenn ich etwas darin nachschlage, im ganzen ermüdet mich sein Werk. In unseren altdutschen Dichtern ist unendlich mehr Leben, Natur und Mannigfaltigkeit als in diesen Italienern.

Ich habe eben den Ossian durchgelesen, ich muß doch die Edda viel höher setzen, die Dichtung ist leiblicher und gewaltiger darin, es ist eine unzweifelhafte Übereinstimmung zwischen beiden wie zwischen zwei Brüdern, die sich nicht gleichen und deren Ähnlichkeit und Verwandtschaft man dennoch ganz klar in Augenblicken fühlt, wo die Sonne gerade einen Strahl darauf wirft. Weil der Ossian so spät aufgefaßt worden, ist die Geschichte fast in ihm untergegangen, er streift nur daran, um sogleich sich wieder zu jener Betrachtung der einzelnen Momente zu wenden; hier ist er aber auch so groß, tief und erhaben, daß ihm nicht leicht jemand widerstreben kann, eben wie in seinen Gleichnissen, wo er bald den Vergleichungspunkt vergißt und alle Geheimnisse des innigsten Zusammenlebens mit der Natur ausspricht. Die Fabel aber hat in der Edda noch alle Gewalt, obgleich im einzelnen sie darüber hinwegschreitet in göttlicher Bewegung, nur nach der Sonne schauend.

Mir erscheint die Darstellung so würdig und grandios, daß ich die Lieder der Edda mit zu dem Ersten in der Poesie rechne. Naturpoesie oder Volksdichtung ist es in dieser Form nicht, alles ist gemessen mit kühnen Übergängen und Auslassungen in regelmäßigem Metrum, aber so einfach, erhaben und kräftig, daß mir die alte Tragödie, der Aeschylus, dabei einfällt.

Die Treue der Darstellung, die ruhige Haltung des Ganzen werden jedermann sichtbar sein, die herben Schönheiten der Rede und der Bilder nur verwöhnten Lesern nicht behagen; wer sich einmal vertrauter macht mit diesen Liedern der Edda, muß sie immer lieber gewinnen.

Von althochdeutscher Poesie sind uns nur kümmerliche Bruchstücke geblieben, gerade soviel noch, um sicher schließen zu dürfen, daß Besseres, Reicheres untergegangen ist. Aber das Vermögen der Sprache, den nationalen Stil der Dichtkunst erkennen lassen uns nur die angelsächsischen und altnordischen Lieder, jene, weil sie dessen älteste, diese, weil sie eine noch heidnische Auffassung sind. Denn der Annahme wird jetzt überhaupt wenig Widerspruch bevorstehen, daß das deutsche Heidentum seine eigne Poesie und Sage besessen, ausgebildet, nachher aber

gegen das Christentum eingebüßt habe. Nicht alsogleich ließ das Volk von angestammten, tief wurzelnden Ausdrucksweisen, und die christliche Lehre gestattete oder trachtete selbst, ihren milden Sinn, ihr innigeres Gefühl der rauhen Rinde des frischkräftigen Holzes heidnischer Anschauungen einzuimpfen, woraus Zweige trieben und Früchte entsprossen, deren künstlicher Wachstum etwas Gestörtes verrät, noch nicht alle gesunde Verbhheit der alten Säfte verleugnet. Die Verwandlung geschah aber hier oder dort unter sehr verschiedenen Bedingungen und Erfolgen. Kaum Anflüge des Neuen und Fremden hat die nordische Edda, in ihrem Umfang lagert breit und ungezwängt das Heidentum; unter den früher bekehrten Hochdeutschen hatte die unmittelbar dringende Gewalt der lateinischen Kirche immer auf Vernichtung der einheimischen Überlieferung hingearbeitet; was zu Otfrieds Zeit noch alte Volksansicht bezeugen konnte, ließ die Subjektivität des Dichters auf dem Grunde seiner Arbeit gar nicht mehr vorbrechen. Im altsächsischen Heliand streift die Darstellung gerne noch an ehemalige Form, aber der vorgesteckte heilige Stoff übte zu großen Einfluß. Offenbar waren die Angelsachsen, deren Geistlichkeit der Muttersprache befreundet blieb, am nächsten daran, eine Vereinigung beider Elemente zustande zu bringen. Im Beowulf spürt man echte Grundlage hindurch, wie sie keiner von außen zugetragenen Fabel kann verliehen werden; allein was die Form selbst betrifft, ist alles positiv Heidnische in ihm unterdrückt.

Der Beowulf ist unwidersprechlich das wichtigste Denkmal angelsächsischer Poesie. Die geschilderten Begebenheiten tragen, heutiger Ansicht nach, manches Barbarische an sich; es wird gekämpft, gezecht, des erschlagenen Feindes Haupt als Siegeszeichen heimgetragen, die Leiche den Flammen übergeben: aber alle Verhältnisse und Gesinnungen atmen Anstand, Edelmuth, Gerechtigkeit, Milde; oft richtet sich der Blick nach dem Höheren, nach Schicksal und Zukunft. Wer den Germanen zum halben Wilden stempeln möchte, lese dieses Werk und mache andere Schlüsse.

Wenn im Frühling die höher steigende Sonne aus der winterkalten Erde Gräser, Halme, Blüten treibt, so hegt im Herbst der Boden zwar noch Wärme des Sommers, aber Spizen und Wipfel beginnen erkaltend abzuwelken. Dann geschieht es, daß das grüne Laub einiger Bäume, vor dem letzten Falben, seine Farbe wechselt und in Röte übergeht. Solch eines Herbstes Aussehn hat mir die im Heidentum wurzelnde angelsächsische Dichtung: nicht ohne matten Widerschein setzt sie ihre Säfte noch einmal um und verkündet ihren nahen Tod.

Das Erhabene der eddischen Lieder beruht in dem auf der Höhe genommenen Standpunkt, wo das Auge, über die Ebenen wegschauend, nur auf vorragenden Gipfeln verweilt. Der Ausdruck, edel und einfach, aber scharf und genau bezeichnend, ist nur durch reiche und kühne Zusammensetzungen geschmückt; da wo er schwer und tiefsinnig wird, blizt der Gedanke uns doch entgegen. Eigentliche, zumal ausgeführte Gleichnisse kommen kaum vor, dagegen sind die einzelnen Ausdrücke selbst häufig bildlich zu verstehen, und vorzugsweise liebt diese Poesie Umschreibungen, welche statt der Sache den Eindruck, statt der Person die Handlungen vor Augen bringen. Man muß der Zeit, welche sich in diesen Liedern kundgibt, eine Bildung beilegen, welche Äußerungen der zartesten Gefühle vergönnte und Natürlichkeit und Adel der Gesinnung zu vereinigen wußte.

Die Sprache ist ebenso herrlich, wie die Poesie der Edda köstlich. Neben den rührendsten Klagen, die einen zum Weinen bringen können, kommen Gespräche mit Verwünschungen und Vorwürfen vor, wo jedes Wort hart ist und Wunden schneidet, das Größte und Schrecklichste, was sich Menschen einander sagen, überall ungeheure Wahrheit und Lebendigkeit, ich kann es nicht kürzer sagen als: in dramatischer Schärfe doch wieder die ganze epische Unschuld und Absichtslosigkeit. Das Ganze ist mir daher keine künstliche, gebildete, sondern ganz eigentliche Natur- und in diesem Sinne auch Volkspoesie.

Die Sprache der Edda ist sehr eigentümlich, ein edles Wort für massiv und schwer würde sie gut bezeichnen; zu Verwicklungen, leichten Ballettstellungen ist sie unfähig, und die Aus-

bildung der unsrigen würde sie in dieser Natur nicht erlangen können; dagegen ist sie rein, klar und bei der äußeren Schwerfälligkeit von der größten innern Beweglichkeit. Wie man von schönen Frauen sagt, daß man den roten Wein durch ihre Kehle habe laufen sehen, so drückt diese Sprache in ihren Umlauten und innerer Umbeugung die leisesten Töne eines Begriffs, für welchen wir schon längst nur ein Wort haben, sichtbar aus. Kindlich kann man sie darum nicht nennen, weil sie starke Knochen, große Massen und helle Laute hat.

Das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: Wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüten aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendrot stehn, an seinem Tau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungenlied, wie es blüht in Liebe, Krieg, Jorn und Lebenslust, endlich sich selbst gewaltsam vernichtet: und darüber weht eine klare und heitre Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Rührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Rüdiger Leib und Seele hingibt im Kampf mit seinen Freunden, denen er die Waffen hinreicht gegen sich selbst, daß den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarmt und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht beklagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich tot liege? Ja, dieser Kampf mit einem ungeheuern Schicksal, das alles unaufhaltsam hinunterreißt, gehört mit zu dem Größten, das je in der Poesie aufgestanden, wogegen Homer nichts Ähnliches aufzuweisen hat, der wohl reicher ist und geschmückter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein großes Gemüt offenbart, so scheut sich auch keiner, seine Furcht und alles, was menschlich ist, zu bekennen, denn das ganze Leben, wie es sich äußert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden

kann das Große aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths, ist, was das Gedicht so weit erhebt über alle andere, und das allein in einem solchen Volkslied gefunden wird, weil keine Kunst dahin gelangt.

Die Darstellungsweise der eddischen Lieder ist in der Nibelunge Not zu ihrem Gegensatz gelangt. Hier wird nicht bloß an die Sage erinnert und die Teilnahme auf eine hervorleuchtende Stelle geleitet, hier ist Absicht, den Inhalt so vollständig und genau als möglich darzulegen. Dies geschieht mit einer aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl erzeugten Wahrheit, die jedes Wort durchdringt und beseelt. Die Edda zeigt eine bewegte, aufgeregte Stimmung, sie schreitet heftig weiter, während hier eine gleichförmige Ruhe herrscht, die in sicherer und langsamer Entwicklung der Fabel jedem Theil dieselbe Aufmerksamkeit schenkt. Erhaben in dem Sinne, in welchem es die eddischen Lieder sind, ist die Nibelunge Not nicht; jenen fehlt dagegen die Anmut, das Eindringliche und Zutrauliche des deutschen Gedichts, dem ein natürliches Gemüth nicht leicht widersteht. Es setzt die geistig reiche, in allen Verhältnissen innerlich belebte Zeit voraus, in welche seine Ausbildung fällt; ihr entspricht die Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens, die Feinheit der Sitten, die Pracht der Feste, überhaupt die äußere Ausstattung. Die Wirklichkeit ist nur in das reinere Licht der Poesie hervorgehoben.

Gedichte wie die Gudrun und das Nibelungenlied erscheinen nur selten, aber bei allen Völkern, die eine Heldenzeit gehabt haben: sie entstehen nur unter den Einwirkungen glücklicher Verhältnisse; sie entwickeln sich Jahrhunderte hindurch und scheinen einen unvergänglichen Bestand zu haben. So wachsen edle Bäume langsam und bedürfen langer Zeit, ehe sie in Blüte ausbrechen, während geringe Pflanzen ganze Felder bedecken und ihre gemeinen Blumen jeden Sommer neu hervortreiben. Ich weiß nicht, welches von beiden Gedichten den Vorzug verdient; ich ordne sie nicht untereinander, ich stelle sie nebeneinander. Jedes hat seine eigenen Vorzüge. Wenn jenes den Heldengeist der früheren Jahrhunderte, der

bei einem Volke erwacht, das sich als ein Ganzes fühlt und in die Geschichte eingreift, das den Kriegerstand über den erhebt, der den Acker bebaut und die Herde bewacht, wenn das Nibelungenlied den Heldengeist in einem höheren Glanze zeigt und einen tragischen Eindruck hinterläßt, so sucht das Lied von Gudrun als Schluß ein geordnetes, beruhigtes, der Gegenwart sich erfreuendes Dasein. Es eröffnet uns in warmer Nähe das häusliche Leben; es offenbart uns das Gemüt edler Frauen. Nicht der Held, wie tüchtig und herrlich er auch geschildert wird, ist der Mittelpunkt, sondern eine Frau; aber ich weiß nicht, wo die Hoheit der Seele, die sie mitten in der Erniedrigung offenbart, mit solcher Schönheit, Tiefe und Wahrheit sonst geschildert wäre.

Zu derselben Zeit, wo das Volksepos in dem Nibelungenlied zum letztenmal glänzend aufleuchtete, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, treten auch die größten Dichter des deutschen Mittelalters hervor, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Wie diese drei Dichter schon in der Art und Weise, womit sie den empfangenen Stoff auffaßten und, wenigstens Wolfram und Gottfried, mit einem Grundgedanken belebten, ihre eigene Natur verraten, so drückt sich diese auch in der Darstellung aus. Hartmann redet wie ein milder, sinnvoller Mann mit einer warmen Innigkeit: überall finden wir zarte, der menschlichen Seele abgelauschte Züge. Seine Sprache ist in ihrer Ebenmäßigkeit, Genauigkeit und ruhigen Haltung vielleicht die vollendetste aller Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. Wolfram lebte nicht in Frieden mit der Welt wie Hartmann. Er betrachtet sie und ihre Gebrechen mit scharfem und finsternem Blick. Neben reizenden Bildern liegen auch dunkle. Wolframs Rede ist eindringend, kühn, stechend. Sie bricht schnell ab oder springt fest über, verschmäht das Ungewöhnliche, das Seltsamste nicht und wird oft so schwer und dunkel, ja, er war es schon seinen Zeitgenossen, daß sich das Verständnis erst mühsamer Betrachtung erschließt. Überall aber dringen uns glänzende Strahlen seines Geistes entgegen, dem an Tiefe und Höhe kein anderer

gleichzustellen ist, dem gegenüber Hartmann weichlich, Gottfried oberflächlich erscheint, so wenig beide dies sind. Im Titirel hat Wolfram eine Dichtung hinterlassen, die an Macht der Darstellung, des Gefühls und des Ausdrucks sich dem Höchsten zugesellen kann. Wolfram völlig entgegengesetzt ist Gottfried. Er sieht die Welt mit lachenden Augen an: er hat nicht die Tiefe Wolframs, dessen schwieriger und dunkler Ausdruck ihm zuwider ist, über dessen Art und Weise er spöttelt: er hat nicht die Innigkeit und Reinheit Hartmanns, aber er breitet alle Farbenpracht über seine Gestalten aus und schildert sie mit einer Kenntnis der menschlichen Seele und einer psychologischen Wahrheit, welche die größte Bewunderung verdient.

Hartmanns von der Aue Gedicht vom armen Heinrich gehört unter die vortrefflichsten unsrer alten Poesie und verdient unbedingten Vorzug vor desselben Dichters größerm Werk, dem Iwein, worin wir gleichwohl die nämlich fließende, eindringliche Schreibart alsbald erkennen. Allein diese kleinere Erzählung, außer dem Vorteil, daß sie einen einheimischen, in vaterländischer Sage überlieferten Stoff behandelt, ist nun auch mit einer solchen Milde und Reinigkeit aus der Seele des Dichters hervorgegangen, daß man die Einfachheit und Meisterhaftigkeit seiner Arbeit mit nichts wahrer vergleichen kann als mit der bescheidenen, fleckenlosen Tugend der Handlung selbst, welche uns geschildert wird. Keine Silbe und kein Wort ist zu viel oder zu wenig, bunte Farben und Bilder würden dem gläubigen, getrosteten Sinn, der überall darin lebt, ordentlich Schaden tun; die Rede braucht hier keiner Blumen, das Ganze hinterläßt den reinen, erquickenden Eindruck wohlriechender Kräuter.

Wolfram benutzte die alte, ihm in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung unverständliche Sage vom Parzival, um eine tiefsinnige, mit den edelsten Anlagen begabte Natur zu schildern, die sich in die äußere Welt und die Hemmungen, die sie ihm entgegenstellt, nicht zu finden weiß, deshalb Mißgeschick erlebt, in ihren Gedanken gestört und verwirrt wird, aber endlich den Widerstand besiegt und glänzend durchbricht: dieser Charakter ist echt deutsch.

Der Tristan ist mit Recht das wahre Minnebuch, die Liebe läßt sich darin gar nicht stillen, noch verstopfen; wie zwei Liebende in Flüsse verwandelt sich unter der Erde wieder suchen, so treibt hier die Minne nach dem irdischen Tod bedeutungsvolle Pflanzen und Blumen.

Gottfried und Wolfram überdichteten, was ihnen zukam, und webten aus der roh eingeführten Seide glänzenden Stoff.

Das Talent Walthers erregt unsere Theilnahme nicht bloß als merkwürdige Erscheinung einer gewissen Periode oder als Hilfsmittel, uns über den geistigen Zustand seiner Zeit aufzuklären; es ist an sich so ausgezeichnet, daß wir Vorteil für uns selbst, unmittelbar Genuß und Befriedigung daraus schöpfen können. Er ist Dichter in vollem Sinn des Wortes. Seine Stimme tönt mit in jenem großen Chor, der aus allen Zeiten uns entgegenshallt und niemals verstummen wird. Neben jener ursprünglichen Gabe, die, an keine Bildungsstufe gebunden, sich als ein freies Geschenk des Himmels äußert, finden wir bei Walthers jenen Scharfsinn und jene Feinheit der Gedanken, jenes Selbstbewußtsein, welches den vorzüglichsten Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts eigen ist und über den geistigen Zustand desselben das wahrste und sicherste Zeugnis ablegt. Es war kein erborgter Glanz, keine für wenig Augenblicke hervorge-lockte Blüte, sondern eine auf breiter Grundlage ruhende, in allen Verhältnissen jener merkwürdigen Zeit begründete Bildung, die ohne Zweifel ihre Irrtümer und Einseitigkeit mit sich trug, aber selbständig auftrat und der Achtung nicht bloß wert ist, sondern sie fordert.

Die geistige Bildung des Mittelalters läßt sich kaum mit einer andern vergleichen: in ihrer Eigentümlichkeit ist zugleich Leben und Wahrheit, in ihrem Reichtume Mannigfaltigkeit, in einer nicht geringen Anzahl ihrer Erzeugnisse ein ausgezeichnete, innerer Wert; wie sollte jemand an einem für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen Zeitpunkt gleichgültig vorübergehen können oder sich vorsätzlich davon abwenden?

# Deutsche Sprache

## Alte und neue deutsche Sprache

**W**er unsere alte Sprache erforscht und mit beobachtender Seele bald der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache; je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher tut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden. Mit solcher Lauterkeit und Vollendung der äußeren Beschaffenheit der Sprache wächst und steigt auch die zu gewinnende Ausbeute, weil das Durchsichtigere mehr ergibt als das schon Getriebte und Verworrene. Sogar wenn ich Bücher des sechzehnten, ja siebzehnten Jahrhunderts durchlas, kam mir die Sprache, aller damaligen Verwilderung und Roheit unerachtet, in manchen ihrer Züge noch beneidenswert und vermögender vor als unsere heutige. Welchen Abstand aber auch von ihnen stellte die edle, freie Natur der mittelhochdeutschen Dichtungen dar, denen angestrengteste Mühe zu widmen unvergleichlichen Lohn abwirft. Doch nicht einmal aus ihrer Fülle schienen alle grammatischen Entdeckungen von Gewicht müssen hergeleitet zu werden, sondern aus sparsam fließenden fast versiegenden althochdeutschen und gotischen Quellen, die uns unserer Junge älteste und gefügigste Regel kundtaten. Es gab Stunden, wo für abhanden gekommene Theile des Wifilas ich die gesamte Poesie der besten Zeit des dreizehnten Jahrhunderts mit Freuden ausgeliefert haben würde. Den leuchtenden Gesetzen der ältesten Sprache nachspürend verzichtet man lange Zeit auf die abgeblichenen der von heute.

Allein auch sie weiß schon ihren Anspruch zu erheben und verborgene Anziehungskräfte auf uns auszuüben. Nicht nur ist der

neue Grund und Boden viel breiter und fester als der oft ganz schmale, lockere und eingeengte alte, darum aber mit sichererem Fuße zu betreten, sondern jener Einbuße der Form gegenüber steht auch eine geistigere Ausbildung und Durcharbeitung. Was dem Altertum doch meistens gebrach, Bestimmtheit und Leichtigkeit der Gedanken, ist in weit größerem Maße der jezigen zu eigen geworden und muß auf die Länge aller lebendigen Sinnlichkeit des Ausdrucks überwiegen. Sie bietet also einen ohne alles Verhältniß größern, in sich selbst zusammenhängenden und ausgeglichenen Reichtum dar, der schwere Verluste, die sie erlitten hat, vergessen macht, während die Vorzüge der alten Sprache oft nur an einzelnen Plätzen, abgebrochen und abgerissen, statt im ganzen wirksam erscheinen. Bei allen durch die Zeit hervorgebrachten Verschiedenheiten waltet im großen dennoch eine beträchtliche durchblickende Gemeinschaft zwischen alter und neuer Sprache, die in allen ihren Wendungen und Sprüngen zu belauschen überraschende Freude macht. Wenn auf zahllose Stellen unserer Gegenwart Licht aus der Vergangenheit fällt, so gelingt umgedreht es auch hin und wieder, im Dunkel liegende Flecken und Gipfel der alten Sprache eben mit der neuen zu erhellen. Manches im Altertum Vorrangende beruht ganz auf sich selbst und läßt außerhalb seiner Schranke sich weiter nicht verfolgen; die ungleich größere Masse des heutigen Sprachschatzes wird durch überfließende Belege lehrreich begründet. Wahr ist, die alte Sprache leistet der Grammatik bessere Dienste, aber für Auffassung der Wortbedeutungen wird die neue offenbar wichtiger. Die gotische Formlehre, wo wir sie nur anrühren, trägt zehnfach mehr Frucht als die neuhochdeutsche, doch die Magerkeit eines gotischen oder selbst althochdeutschen Glossars gegen das mittelhochdeutsche springt ins Auge; wie könnte das mittelhochdeutsche sich messen mit einem neuhochdeutschen Wörterbuch?

### Deutsche Dialekte

Die Sprache, wie das Volk selbst in Gaue und Hunderte, der Stamm in die Äste und Zweige, zerfällt in Dialekte und Mund-

arten; doch pflegt man mit beiden letzten Ausdrücken selten genau zu sein, da, wenn Dialekt als Sprache gesetzt wird, auch seine Mundarten sich zu Dialekten erheben. Es kann aber die Sprache wiederum, je höher ins Altertum aufgestiegen wird, als Dialekt oder gar Mundart einer früheren, weiter zurückliegenden erscheinen. Dialekte sind also große, Mundarten kleine Geschlechter.

Jede Sprache unterliegt geistigen wie leiblichen Einflüssen. Geistig wird sie durch Poesie und Rede ausgebildet und in ihrer Reinheit von den Dichtern erhalten und erhöht. Treten Schrift, Grammatik und endlich Vervielfältigung im Druck hinzu, so gewinnen diese Handhaben entschiednere Gewalt über die Sprachregel und gestatten von ihr nur schwer und langsam Ausnahmen. Immerhin tut das Vorgewicht des Geistes der Natur der Sprache einigen Zwang, weil die dichterische Kunst im einzelnen irren kann und das mündlich ungefesselte Wort, obwohl ungeschickter, sich freier bewegt. Zu Haus, unter den Seinen, redet der Mensch nachlässiger, aber behaglicher und vertrauter als gegenüber andern und Fremden oder selbst beim Niederschreiben seiner Gedanken. Das Verhältnis der Mundarten und Dialekte erscheint stufenweise ebenso. Jede Mundart ist Volksmundart, heimlich und sicher, aber auch unbeholfen und unedel, dem bequemen Hauskleid, in welchem nicht ausgegangen wird, ähnlich. Im Grunde sträubt sich die schämige Mundart wider das rauschende Papier, wird aber etwas in ihr aufgeschrieben, so kann es durch treuherzige Unschuld gefallen: große und ganze Wirkung vermag sie nie hervorzubringen.

Leiblichen oder physischen Eindruck auf die Sprache nenne ich den durch Veränderung des Bodens und der Himmelsgegend entspringenden. Die Sprache, in ihren Grundbestandteilen, wird von dem einwandernden Volke mitgebracht, allein sie kann durch langen Aufenthalt im Gebirge, in Wäldern, auf Ebenen und am Meer anders gestimmt und in abweichende Mundarten gebracht werden. Erfahrung lehrt, daß Bergluft die Laute scharf und rauh, das flache Land sie weich und blöd mache. Auf der Alpe herrschen Diphthonge und Aspiraten vor, auf dem Flach-

feld enge und dünne Vokale, unter Konsonanten Media und Tenuis. Die merkwürdigste Eigenheit unsrer Sprache, die Lautverschiebung, scheint minder physisch als geistig zu erklären.

Sollen Dialekte sich setzen und lebendige Sprachen aus ihnen ersteigen, so bedarf es schon eines gewissen Raums an Gebiet, innerhalb dessen die Entfaltung eintrete; von zu dicht nebeneinandergedrängten Dialekten werden einige gehemmt und erstickt, wie nicht mit gleichem Gezweige alle Äste des Baums sich ausbreiten. Für den Ast entscheidet die Gunst der Luft und des Lichts, für die Sprache unter allen Einwirkungen den Ausschlag gibt das Gedeihen der Poesie. Da nun die Poesie auf drei Wegen ausgeht, als Epos, Lyrik und Drama, das Epos am Alter das erste, das Drama das jüngste ist und das lyrische Lied in der Mitte steht, so wird die Sprache am reichsten entwickelt sein, in welcher sich alle Stufen der Dichtkunst ungestört dargestellt haben.

Für die richtige Beurteilung der Dialekte gehe ich aber von folgendem, aus der Geschichte der Sprache geschöpften und in der Natur ihrer Spaltung gegründeten Satz aus: alle Mundarten und Dialekte entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der Sprache zurückschaut, desto geringer ist ihr Zoll, desto schwächer ausgeprägt sind sie. Ohne diese Annahme würde überhaupt der Ursprung der Dialekte wie der Vielheit der Sprachen unbegreiflich sein. Alle Mannigfaltigkeit ist allmählich aus einer anfänglichen Einheit entsprossen, und wie sämtliche deutschen Dialekte zu einer gemeinschaftlichen deutschen Sprache der Vorzeit verhält sich die deutsche Gesamtsprache wiederum als Dialekt neben dem litauischen, slawischen, griechischen, lateinischen zu einer älteren Ursprache. Die Besonderheit dieser Sprachen mag schon in Asien entsprungen sein, gewiß war sie dort noch nicht so entschieden und scharf bestimmt wie späterhin.

Alle Mundarten und Dialekte liefen Gefahr, sich ins Unendliche zu splintern und zu verwirren, wäre dem nicht eine weise Schranke gestellt durch das Übergewicht der sich niederlegenden größeren Schriftsprachen, wie die Herrschaft großer Völker dem Verfahren der einzelnen Stämme steuert und die im kleinen

unvermögenden Kräfte zu einem mächtigen Ziele sammelt. Herrschende Sprachen verzehren, schonungslos aber wohlthätig, eine Masse von Eigenheiten, günstigen und nachtheiligen, deren Schalten der großen Wirkung des Ganzen nicht zugute kommen würde. Wie es den Bäumen des Waldes versagt ist, alle Äste, dem Ast, alle Zweige in gleicher Reihe zu treiben, so werden auch Sprachen, Dialekte, Mundarten neben- und durcheinander gehindert und zugleich gefördert: zwischen zurückbleibenden ragen erblühende desto herrlicher vor.

Zur Zeit, wo deutsche Sprache in der Geschichte auftritt, ist sie von allen urverwandten Zungen charakteristisch und spezifisch abweichend, obwohl ihnen im einzelnen noch weit näher als heutzutage; ihre eignen Dialekte hingegen scheinen unbedeutender und unentschiedener als in der Folge.

Man kann den gotischen, gleich dem äolischen der griechischen Sprache, den altertümlichsten und formreichsten Dialekt der Deutschen nennen; vergleichende Sprachforschung wird sich seiner am liebsten bedienen, um die Erscheinungen unserer Sprache den urverwandten anzureihen. Beide Dialekte, die vielleicht einmal leiblich in Thracien zusammenstießen, sind sich auch darin ähnlich, daß nur Bruchstücke ihres Reichthums, Brocken von der Fülle des großen Gastmahls hinterblieben. Doch reicht unsere Kenntniss von der äolischen Mundart lange nicht an die durch Alfilar der Geschichte unserer Sprache bereicherte Bestimmtheit.

Aus der hochdeutschen Sprache weht uns gleichsam dorische Bergluft an, und ionische Weichheit mag sich im Altsächsischen, Angelsächsischen und Friesischen finden; auch haben die Angelsachsen mit aus ihrer Heimat noch alte Stücke des Epos gebracht. Fast der ganze althochdeutsche Zeitraum war der Entfaltung aller Volksdichtung hinderlich, im mittelhochdeutschen erwachten Lied und Epos mit einer Fülle, der die niederdeutsche Sprache nur im niederländischen Dialekt einiges entgegenzusetzen hat; mittelniederländische Lieder zeigen, gegen mittelhochdeutsche gehalten, schwächere Poesie und viel geringere Anlage zur Kunst des Reims.

Als Luther den Glauben, zugleich die Sprache reinigte und hob, langsam aber nach der Verwilderung des siebzehnten Jahrhunderts endlich im achtzehnten mächtige Dichter erstanden, war das Übergewicht hochdeutscher Sprache völlig entschieden. Nichts ist unverständiger, als den Untergang des niederdeutschen Dialekts zu beklagen, der längst schon zur bloßen Mundart wieder herabgesunken und unfähig war, wie der hochdeutsche zu nähren und zu sättigen. Während sich alle hochdeutschen Stämme der höheren Schriftsprache beugen, der niederdeutsche Stamm bereits die niederländische, in gewissem Sinn die englische Sprache hergegeben hat, wäre es ungerecht und unmöglich, der niedersächsischen Bevölkerung ein Unrecht auf Schriftsprache einzuräumen; Niedersachsen und Niederländer hätten im rechten Augenblick zugleich eine niederdeutsche Gesamtsprache der hochdeutschen an die Seite setzen müssen. Es war jedoch besser, daß es unterblieb und daß nunmehr alle Deutschen mit gesammelter Kraft einer einzigen Sprache pflegen, die gleich der attischen streben sollte, über allen Dialekten zu schweben.

Unsere heutigen Volksmundarten enthalten gewissermaßen mehr als die Schriftsprachen, d. h. in ihnen stecken auch noch genug Überreste alter Dialekte, die sich nicht zur Schriftsprache aufschwangen. Aus diesen Volksmundarten wäre für die Geschichte unsrer Sprache Erkleckliches zu gewinnen, wenn sie planmäßig so untersucht und bearbeitet würden, daß sich in ihnen jene Spuren einzelner bedeutender Völkerschaften ergäben, und man ermittelte, welcher großen Reihe jede angehört habe. Für solchen Zweck aber müßte weniger nach seltenen, der Schriftsprache fremden Wörtern, vielmehr nach dem Verhältnis aller entscheidenden Laute, Formen und Ausdrücke geforscht werden, seien diese gleich heutzutage die gangbarsten. Dem Gang und steigenden Fortschritt aller Mundarten überhaupt angemessen ist es aber auch, daß eine große Zahl derselben sich erst in späterer Zeit hervorgetan haben und ihre Eigenheiten in früherer noch gar nicht zu erwarten sind.

## Vom schaffenden Sprachgeist

Gegen die Puristen, wie sie heutigestags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären, der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache getan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Faser aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender, kräftiger und reicher machen. Die Gesinnung, welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden, nur sollte man sich bescheiden, daß schon zur Ausmittlung der seit allen Zeiten eingeschlichenen undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorgehen müßte, wenn auch die noch jetzt tunliche Entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden, wie die edle Natur unserer Sprache seit fünfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat, und dies allein ist der rechte Weg, auf dem es geschehen soll; ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb, eine fremde Hand, die sich dareinmischen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdücken und mitreißen, als schädliche ausrotten oder würde mit stiefmütterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere versäumen. Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins künftige fühlen, wieviel des Fremden bleiben könne oder dürfe, und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige am besten abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserm Vaterland treu bewahren. Der andere Grundsatz neuer Sprachreinigung, durch Ausscheidung einzelner Buchstaben und Umlaute, sowie durch gezerzte Dervielfachung gewisser Bildungsmittel Wohl laut und Wortreichtum zu vermehren, scheint mir aufs höchste verwerflich. Wollte man ihm Raum geben, so würde unsere mit Ehren zum Mannesalter heranreifende Sprache, der die früheren vollen Formen jetzt nicht mehr anstehen, einer verlebten Schönheit gleichen, die sich durch falsche Künste jugendlich, durch Glitterstaat ansehnlich machen möchte, und in welcher bald unser eige-

nes Bild nicht mehr zu erkennen wäre. Diese Sprachkünstler scheinen nicht zu fühlen, daß es kaum eine Regel gibt, die sich steif überall durchführen läßt; jedes Wort hat seine Geschichte und lebt sein eigenes Leben, es gilt daher gar kein sicherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, sondern erst das, was der Gebrauch in beiden gemeinschaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es ist ein großes Gesetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige Entwicklung aller Wurzeln, wie jeder unmäßige Reichtum, wieder arm machen würde. Auf jeden Fall ist so viel einleuchtend, wenn man beabsichtigte, das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichste, durchdringendste Kenntnis aller Eigenschaften und Triebe der Sprache vorausgesetzt werden müßte, um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht bloß einer Seite zu beleuchten und die vorgeschlagene Ergänzung oder Besserung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden ist, scheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Bestand, vollends ohne alle eingehende Berücksichtigung der früheren Grundlagen, hergegriffen, und man kann sich selten dabei der Bedenkslichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenstände und nicht ebensogut viele andere angeregt werden sollen. Hunderte solcher neuen, ungetauften Wörter in Scharen zusammentreiben, ist keine besondere Kunst, nach weniger Zeit wären die Wörterbücher zwar um Tausende reicher, aber der Verlust von zehn Wurzeln und Formen, die wir vor Zeiten wirklich einmal besaßen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr ausgeglichen werden. Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträglichste Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlisch schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggetan

worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl.

Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleihst sie dem gegenwärtigen Zustand der Sprache kein neues Leben, sondern stört es gerade auf das empfindlichste. Weiß sie sich hingegen von dieser falschen Ansicht frei zu halten, so ist sie eine wesentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poesie.

Bei sorgsamem Lesen altdentscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmernhaft und gleichsam versteint stehengeblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittlere dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen.

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen Zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen, und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein?

## Das kommende Reich

### Vom metaphysischen Sinn der Deutschen

**N**apoleon hat verächtlich von dem metaphysischen Sinn der Deutschen gesprochen. Unsere ganze Bildung streift freilich, und schon ihren Ursprüngen nach, über die Grenze des Anwendbaren hinaus, sie lebt und webt in einer bescheidenen Ungenügsamkeit, sie strebt mehr zu erforschen als anzuwenden, was auf der Stelle die ersten Resultate geben. Dieser Grundzug hat aber auch sein Heilsames. Er bewahrt uns vor der rohen Durchführung halber Wahrheiten, zu der die Franzosen allzu geneigt sind. Dies Bewußtsein und Bedürfnis tieferer Ausbildung, glauben wir daher, wird in Deutschland jenem ausgelassenen und unbehaglichen Liberalismus zumeist steuern, der in Frankreich alles Bestehende schonungslos einreißt und sich aus den dürren Banden seines Systems gar nicht zu erlösen vermag. Den gemeinen Liberalismus und Ultraismus sittigt und bändigt uns die festgewurzelte Achtung vor der Geschichte und das rechte Freiheitsgefühl; die Masse unseres Volks, wenn ihm nur das Rechte und Billige gewährt wird, ist zu rechtschaffen und aufgeklärt, als daß sie sich in eins jener Extreme locken ließe. Im ganzen ändern Jahrhunderte den Geist der Völker weniger als man glaubt. Die innere Bewegung der Reformation ging auf in Deutschland und ergriff auch einige Franzosen, die sie aber nicht festhalten konnten; die Anhänger der französischen Revolution werden auf uns Deutsche nur einen vorübergehenden, keinen dauernden Einfluß äußern. Unser Trachten und Sinnen ist deutsch, nicht französisch.

### Der Adel ist kein bevorrechtigter Stand

Mir leuchtet ein, daß der Adel als bevorrechteter Stand aufhören müsse, denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurteilt, so hat er im stillen geurteilt, jetzt darf er ein

lautes Zeugnis dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe. Wir wollen die Freiheit als das Höchste aufstellen, wie ist es dann möglich, daß wir ihr noch etwas Höheres hinzugeben? Also schon aus diesem Grunde, weil die Freiheit unser Mittelpunkt ist, darf nicht neben ihr noch etwas anderes Höheres bestehen. Die Freiheit war in unserer Mitte, solange deutsche Geschichte steht, die Freiheit ist der Grund aller unserer Rechte von jeher gewesen; so schon in der ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Knechtschaft, eine Unfreiheit auf der einen, und auf der anderen Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. In dieser Gliederung scheint mir ein Beweis gegen den Adel zu liegen. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muß auch die des Adels fallen. Ich will den Adel; ich kann ihn nicht so schwarz malen; ich will vielmehr von seinem Preise ausgehen und hernach einige milde Schatten werfen. In unserer ältesten Geschichte glänzt der Adel in vielen Lichtpunkten. Wir wissen zwar oft nicht in den Geschichtsschreibern zu unterscheiden, ob freie oder adlige Männer gemeint seien; es wird aber in den alten Volksrechten zwischen beiden Ständen, wenigstens bei vielen Stämmen, wenn auch nicht bei allen, unterschieden. Ich will, weil es mir am nächsten liegt, herausheben, wie der Adel in unserer Literatur geglänzt hat, und das ist doch ein Zeugnis für die geistige Befähigung der Völker gewesen. Im dreizehnten Jahrhundert blühte die deutsche Poesie auf, wie nie vorher. Unter zweihundert oder mehr als zweihundert Dichtern ist die überwiegende Mehrheit dem Adel zugehörig gewesen. Unser größter deutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts war Wolfram von Eschenbach, und nur ein anderer vermag ihm etwa das Gleichgewicht zu halten, Gottfried von Straßburg, der kein Adliger war, sondern aus einer deutschen Stadt, die jetzt nicht mehr zu uns gehören will. Dies Verhältnis der Stände blieb noch ein paar Jahrhunderte. Nachher trat ein großer Wandel ein: als mit Wiedererweckung der klassischen Literatur, mit der Erfindung der Buchdruckerei die ganze Wissenschaft neu geschaffen wurde, konnte die Befähigung des

Adels nicht mehr als ausschließliche erscheinen. Die Buchdruckerei ging geradeso der Freiheit im Glauben voraus, wie heutzutage die Erfindung des Dampfes der Freiheit der Völker vorausgegangen ist. Beide sind Vorboten einer Freiheit, die nichts aufhalten konnte. Seit Erfindung der Buchdruckerei wich die Wissenschaft aus den Klöstern und Pergamenten und ging über in die gedruckten Bücher, die dem ganzen Volke zugänglich waren. Und siehe da, von jetzt an war die Wissenschaft überwiegend in den Händen der sogenannten Bürgerlichen und nicht mehr der Adelligen. Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es von nun an in allen folgenden Jahrhunderten. Immer gehörte die Mehrzahl der erweckten großen Geister dem Bürgerstande an, obgleich auch noch treffliche Männer unter dem Adel auftraten, wie Hutten. Aus den neueren Zeiten erinnere ich an Lessing, Winkelmann, Klopstock, Goethe, Schiller, lauter Unadelige, und es war ein Raub am Bürgertum, daß man den beiden letzten ein „von“ an ihren Namen flebte. Dadurch hat man sie um kein Haar größer gemacht. Da ich doch einmal auf dieses Wörtchen „von“ zu sprechen gekommen bin, das in den letzten Jahrhunderten manchem den Kopf verrückt hat, so sei es mir vergönnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Es ist nichts als eine Präposition, d. h. in der Grammatik: ein Wort, das einen Kasus regiert. Es muß also von diesem Wort ein Kasus abgehangen haben, sonst würde es sinnlos sein. Immer ist es mir erschienen, daß, was in der Sprache albern und sinnlos scheint, es auch im Leben ist. Es fordert also immer einen Besitzer oder Herrn des Guts, worauf es sich bezieht. Ein Heinrich von Kronberg, ein Heinrich von Weißenstein, das hat Sinn; aber es klingt unsinnig: ein Herr von Goethe, ein Herr von Schiller, ein Herr von Müller, denn Müller, Goethe und Schiller sind niemals Orte gewesen. Nach allem, was ich bisher gesagt habe, kann es mir nur scheinen, daß der Adel aussterben müsse, aber ich glaube nicht, daß er mit seinen Titeln und seinen Erinnerungen getilgt werden darf; diese mögen ihm bleiben, so gut wie uns Bürgerlichen, die wir ebenso lebhaft an unsern

Voreltern hängen. Erinnerungen sollen überall heilig bleiben, und niemand wird sie dem Adel wegnehmen oder verkümmern; aber etwas ganz anderes ist, daß er künftig aus Vorrechten heraustreten und in allen Standesbeziehungen jedem andern gleich sein wird. Daß aber jene Vorrechte bestanden, haben wir bis auf die letzte Zeit oft mit Schmerzen erlebt. Es war nicht nur das Recht, goldene Sporen zu tragen oder die Nägel an den Fingern länger wachsen zu lassen, was auch die Mandarine dürfen; es waren Vorrechte, die in unsere Sitten und Lebensart aufs empfindlichste eingriffen.

### Orden nur für das Heer

Ich komme auf die Orden. – Wir sollen die Tugend lieben, weil sie Tugend, und das Laster meiden, weil es ein Laster ist. Nichtsdestoweniger muß doch in der Welt Lohn und Strafe sein; allein das wahre Verdienst sehnt sich nach stiller, prunkloser Anerkennung, was sollen ihm äußere Zeichen, Tand und Glitter, bunte Bänder, Kreuze und Sterne? – Auch das Volk verschwendet seine Ehrenbezeugungen, Fadelzüge, Lieder und Ständchen: es scheint das schwerste, Maß einzuhalten, indem dessen sparsame Erteilung den Wert des Zeichens verdoppelt. Je seltener ein Orden ausgeteilt wurde, desto größer war seine Wirkung. Ein Orden, von Friedrich dem Großen, von Napoleon verliehen, ehrte mehr als viele andere. Deutschland hat aber, scheint es mir, für sich allein mehr Orden hervorgebracht als das ganze übrige Europa, und die meisten kamen auf in den letzten Jahrhunderten, in der Zeit unserer politischen Erniedrigung; wie vermochten sie das Herz zu erheben? Jeder Fürst wollte seinen Orden, wenigstens seinen kleinen Orden haben. – Das kann ein wahres Verdienst nicht ehren. – Ich bin aufrichtig dem Königtum zugetan; es gibt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene, ist des edelsten Menschengefühls voll; er hat jederzeit Deutschland wohlgewollt und wird nie etwas anderes wollen; ich darf fest darauf vertrauen. Aber zugleich hege ich die Überzeugung, daß unsere Fürsten bald die Selbstverleugnung haben werden, allem byzantinischen oder

chinesischen Schmuck zu entsagen, zur Einfachheit unseres Altertums zurückzukehren und keinen Orden an Zivilisten auszu-  
teilen, da sie ursprünglich bloß für das Heer bestimmt scheinen.  
Für dieses, für die Krieger, mögen sie bleiben, ihnen kann ich  
sie nicht absprecken wollen. Es ist etwas Großes, in heißer  
Schlacht ein solches Zeichen erhalten zu haben, und nach ihm  
pfllegt der Krieger zu sehen; aber was soll unter Zivilisten ein  
Ritter, der nie zu Rosse steigt, ein Komtur, der nichts zu kom-  
mandieren hat? Dem Militär sollen solche Orden erhalten  
werden –, nur die größeren Orden, die historische Erinnerungen  
mit sich führen, wie das Eiserne Kreuz, das nur wenigen ge-  
geben wurde, und nur solchen, die im Kriege mitgedient haben.  
Das war ein herrlicher Orden! Aber es ist mir ein Gedanke  
gekommen, ob es nicht zur größeren Gemeinschaft aller Deut-  
schen beitragen würde, für unser Heer einen deutschen Orden  
zu schaffen, der das Band der Einheit unter uns allen befestigen  
könnte.

### Von der Pflicht der Regierung in harter Zeit

Jetzt ist es Pflicht der Regierung, von ihrem Rechte keine Linie  
zurückzuweichen, jeder Anmaßung mit Kraft und ohne Zaudern  
entgegenzutreten, jede Unordnung, von welcher Seite sie  
komme, ohne weichliche Nachsicht zu strafen; hört und bewilligt  
sie ebenso rasch jede gerechte und billige Forderung, so wird  
der Kraft auch schnell das Vertrauen zuwachsen.

Eine solche rühmliche Unabhängigkeit, soll sie bestehen, so darf  
keinem Stande geschmeichelt werden, keinem ein Vorzug ein-  
geräumt. Gerade in doppeltem Maße wird sich, was dem einen  
vorausgewährt, als Haß bei dem Zurückgesetzten ansetzen. Haß  
aber, der alle anderen Gefühle bald überflügelt, zerstört mehr  
als alles andere das ruhige und gedeihliche Leben eines Staa-  
tes, das auf der inneren Gesinnung der Menschen beruht, nicht  
auf Bajonetten, ob sie nun das stehende Heer oder die National-  
garde trägt.

## Vom leeren Polemisieren

Wir leiden an den Gebrechen unserer Zeit; Bescheidenheit tut mehr als je nötig, aber das leere Polemisieren, das an sich überaus leicht ist und dem nicht selten die Eitelkeit zum Grunde liegt, man sei imstande, das alles besser zu machen, ist das Allerverderblichste; denn es tritt auf die Keime, die redlicher und ehrlicher Wille legt.

## Die ewige Aufgabe

Die Deutschen gelten für gelehrte Träumer und haben doch überall wachende, lebendige Wahrheiten auf die Bahn gebracht, die uns nach langen Mühsalen endlich auch der schweren Geburt unsrer Einheit und Freiheit versichern. Unser Reich war so versunken, daß ihm die Nachbarn freventlich alles zumuteten, was sie von sich selbst abhielten. Die Zersplitterung war uns so lange in Fleisch und Blut gewachsen, daß fehlschritte nicht ausbleiben konnten; aber wir wären blöde und unseres Namens unwert, strebten wir nicht unablässig mit allen Kräften dem Ziel entgegen.

Hart ist die Zeit und noch zu stärkeren Entbehrungen zwingend. Wer aber an die Opfer sich gewöhnt, bringt sie freudiger und erkennt, daß nicht Gut und Habe, nur Tugend und Eintracht uns zu retten vermögen. Vereinzelt und ohne ein aufgestecktes Banner sinken die deutschen Stämme zu Boden; wer es erhebt und damit entschlossen in die Gefahr tritt, dem schlagen alle Herzen.

Möge unser teures Vaterland einmal innen zur Einigkeit erstarken, dann wird uns ein leichtes Spiel sein, frisch erblühende Helden an der Spitze, alle Feinde von außen abzuwehren.

## Nachwort

Jakob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786 bis 1859) sind die Brüder, die die Lebensform der Brüderlichkeit in rührender und zarter Weise darstellten, denen sich die Zelle ihrer brüderlichen Gemeinschaft ausweitete zur großen deutschen Volksgemeinde der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und die nun, wie sie gegenseitig einer im Geiste des anderen lebten, den Geist des deutschen Volkes alter Zeit zu erforschen trachteten zum Besten des deutschen Volks der Zukunft.

Wenn sie in ihrem Lebenswerk sich um die Erhebung volkstümlichen Gutes der Vergangenheit bemühten, des alten deutschen Glaubens, des deutschen Rechts, der Märchen, Sagen, Lieder, der alten Sprache, so entsprang dieser Germanisten wissenschaftliches Wollen nicht einer Laune, nicht dem Wissen um eine Lücke, die ausgefüllt werden müsse, vielmehr ergaben sich Inhalt und Richtung ihrer Arbeit aus der im kleinen Kreis gelebten Brüderschaft. Gelebtes Leben und Inhalt des Lebenswerks deckten sich in ganz selbstverständlicher Natürlichkeit. Sie fühlten sich einer an den anderen gebunden, Bruder dem Bruder verpflichtet, gegenseitig aufeinander gewiesen von früher Jugend an. Jakob, fünfundsiebenzig Jahre alt, seit einem halben Jahre Wilhelms beraubt, gibt diesem geeinten brüderlichen Leben keusch verhaltenen, zärtlichen Ausdruck: „In den langsam schleichenden Schuljahren nahm uns ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen wir an einem und demselben Tisch arbeitend; hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach, in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener

Gemeinschaft . . . Auch unsre letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht sein; erwäge man, ob wir zusammengehören, und von ihm redend ich es vermeiden kann, meiner dabei zu erwähnen."

Der kleine Kreis der Brüder wird umschlossen von einem weiteren: um ihn stellen sich die Blutsverwandten, scharf sich die Sippe; die Geschlechter erheben sich zum Stamm, die Stämme zum Volk. Und treibt die Folge: Vater, Sohn, Enkel – den Baum in die Höhe, so schafft das Nebeneinander von Brüdern und kommenden Bruderskindern neben dem Baum den Wald. „Nicht die Deszendenten, erst die Kollateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.“ (Jakob Grimm)

Für die Brüder gab es gar nicht den Begriff des Einzelnen, vielmehr waren ihnen von Anfang an sie beide, diese Zwei, vorhanden. Geld, Bücher, angelegte Sammlungen gehörten ihnen zusammen; auch die Arbeit vereinte sie und die schriftstellerische Tätigkeit war ihnen gemeinsam. Wie Hand der Hand hilft, so half Bruder dem Bruder; und hatten sie erkannt, daß hier und da ein Werk von ihnen gefordert würde und zu machen wäre, so gingen sie ohne langes Fackeln an das dargereichte Geschäft. Darum war es auch wieder so ganz natürlich, daß ihre wissenschaftliche Mühe bei der Erforschung der Vergangenheit nicht der Kunstpoesie galt, vielmehr der Volkspoesie. Denn die Kunstpoesie tritt aus dem Gemüte des Einzelnen hervor, die Naturpoesie dagegen aus dem Gemüte des Ganzen. Sie, die eine Einheit bildeten, so daß das, was sie schrieben, zwar von den gelehrten Männern als das Werk des Jakob oder als das Werk des Wilhelm unterschieden, vom Volke aber als etwas Gemeinsames angesehen wird, als Werk der Brüder Grimm, fühlten sich hingezogen zu der alten Poesie, die ihre Dichter auch nicht kennt und kennen will, wogegen die neue die ihren nennt und sucht. Das Element der Brüderlichkeit, jenseits aller Berechnung und Erwägung, erhaben über Verstand und Überlegung, ließ sie suchen die alte epische Poesie, die Sagen- und Mythen- und Rechtsgeschichte, bei der es auch

unerklärlich bleibt, wie sich das alles zusammenfügt und aufgebracht hat: geheimnisvolle Wasser, ohne Anfang, ohne Namen, den ewigen Elementen gleich.

Die den Brüdern eigenthümliche, ihrem Blute gemäße Ehrfurcht vor dem schlichten Familienkreis, dieser in ihrem Tun und Treiben, genau so wie in all ihren Arbeiten sich zeigende Sinn für das Saubere, Ordentliche und Reine, die allem Lauten und Schreien, allem Gesuchten und Künstlichen, allem Witzigen und Anspruchsvollen abholdes seelische Verfassung führte sie auf die Spur der unbekannten frühen Zeugen vom Glauben und Dichten, Wähnen und Meinen, Singen und Sagen unserer Vorfahren. Sie zogen aus, ehrfürchtigen Sinnes Märchen und Weistümer zu sammeln, und sie entdeckten neu die Seele des alten deutschen Volks.

Als sie, die ehemals Juristen gewesen waren, mit ihren alt-deutschen Studien ernst machten, geschah das zu der Zeit, da ihre Heimat unter die Herrschaft der Franzosen gekommen war. Der fremde Herr über Hessen, die fremden Menschen, die fremden Sitten, auf Markt und Straße die fremde, laut geredete Sprache, das Drückende jener Zeit wurde zum Anlaß, daß sie sich jener lang vergessenen alten deutschen Literatur zuwandten. Und sie gingen diesen Weg in die Zeit zurück nicht etwa, um in dem Frieden einer gegenwartsfremden Wissenschaft Beruhigung und einen Trost zu finden, vielmehr war es ihre Meinung, daß diese Richtung zu der Rückkehr einer anderen, besseren Zeit etwas beitragen könne. Sie suchten liebend nicht nur die Stimme der deutschen Brüder der Vergangenheit herauszuhören aus dem Raunen und Murmeln ergrabener Quellen alter Zeiten, sondern sie umfaßten mit gleicher brüderlicher Liebe den Deutschen ihrer Gegenwart und der Zukunft. Ihr Arbeiten sollte die Noth der Zeit wenden helfen und dem kommenden Deutschen den Weg ebnen. So war ihr Werk ein vaterländisches. Sie erforschten die alte Zeit und das Mittelalter nicht, um es in ihrer Gegenwart wieder geltend zu machen, aber sie meinten, daß die alten Menschen größer, reiner und heiliger gewesen wären als die zu ihrer Zeit, die unter dem

Joche seufzten, daß über ihnen noch der Schein eines göttlichen Ausgangs geleuchtet habe. Dem wissenden und klugen Menschen, der sich von den ewigen Urgründen gelöst hat und in Selbstherrlichkeit aller Rätsel Löser und Meister zu sein meint, stellten sie den naiven, gläubigen, an Erde, Gott und Gemeinschaft gebundenen Deutschen der Vergangenheit gegenüber, fest davon überzeugt, daß diese Gesinnung alter Zeiten die Zeitwende deutscher Geschichte heraufführen werde. Sie fühlten sich verpflichtet der kommenden Zeit und glaubten an ein neues besseres Deutschland. Der Brüder Dienst war Dienst an den Brüdern.

## Nachweis

Wenn nichts anderes vermerkt ist, liegt meiner Auswahl zugrunde:  
 Jakob Grimm, Kleinere Schriften, 8 Bände, Berlin 1864 ff. = J. G.;  
 Wilhelm Grimm, Kleinere Schriften, 4 Bände, Berlin 1881 ff. = W. G.

S. 5: Sprachwissenschaft ist . . . = J. G. 5, 452 f. (1863). – Sprachgrenze ist . . . = J. G. an Achim von Arnim, 17, 11. 1813 (Steig, 3, 283). – S. 6: Das größere . . . = J. G. Geschichte der Deutschen Sprache (1848), 4. Aufl. 1. Bd. Widmung an Gervinus. – S. 7: Mythos, Sage . . . = J. G. 8, 148 (1835). – Sprache, Recht . . . = J. G. 8, 149 (1835). – S. 8: Gott, Held . . . = J. G. Deutsche Mythologie (1835), 4. Aufl. 1, 282. – Götter, Hausgötter . . . = J. G. ebenda 483 f. – S. 10: Der Wald . . . = J. G. ebenda 55/56. – Vaterländische Religion . . . = J. G. ebenda 1/5. – S. 13: Nationales = J. G. 8, 445 (1850). – Höchster Wunsch . . . = J. G. Deutsche Mythol. 1, 114. – S. 14: Nicht römisches . . . = J. G. 6, 153 (1882). – Die Quellen . . . = J. G. 5, 453 f. (1863). – S. 16: Alte Gerichtsstätten = J. G. Deutsche Rechtsaltertümer (1828) 4. Aufl. 2, 411 ff. – S. 19: Die gemeinsame . . . = J. G. 6, 153/155 (1815). – S. 22: Naturpoesie und . . . = J. G. an Achim von Arnim, 20. 5. 1811 (Steig, 3, 116 ff.). – S. 25: Das Märchen und . . . = W. G. 1, 320/324 (1812). – S. 29: Das ortlose Märchen . . . = W. G. 1, 333 (1819). – Vom Sammeln . . . = W. G. 1, 328/330 (1815). – S. 30: Kinderglaube = W. G. 1, 399/404 (1812). – S. 35: Märchen und Sage = J. G. 8, 10/13 (1816). – S. 40: Nordische Poesie = W. G. 1, 176/183. 199 (1811) u. 1/174 f. (1810). – S. 44: Von der Schönheit . . . = Briefwechsel Menzebach mit J. u. W. G., 1880, S. 387 (1833). – S. 45: Ich habe . . . = W. G. 1811, in Görres, Schriften 8 (1874), S. 276 f. – Mir erscheint . . . = W. G. 1811, in Görres, S. 215. – Die Treue . . . = J. G. 4/120 (1819). – Von althochdeutscher . . . = J. G. Andreas und Elene, 1840, S. V f. – S. 46: Der Beowulf . . . = J. G. 4, 179 (1823). – S. 47: Wenn im Frühling . . . = J. G. Andreas und Elene, S. LVIII (1839). – Das Erhabene . . . = W. G. Die Deutsche Heldensage, 1829, S. 366. – Die Sprache ist . . . = J. G. 1811, bei Görres 8, 231 f. – Die Sprache der Edda . . . = W. G. 1812, bei Görres 8, 314. – S. 48: Das ist es . . . = W. G. 1, 166 f. (1809). – S. 49: Die Darstellungsweise . . . = W. G. Die Deutsche Heldensage, 1829, S. 368. – Gedichte wie die . . . = W. G. 4, 526 (1843). – S. 50: Zu derselben Zeit: = W. G. 4, 578, 583 f. (1843). – S. 51: Hartmanns . . . = J. G. 6, 64 (1812). – Wolfram . . . = W. G. 4, 582 (1843). – S. 52: Der Cristan . . . = J. G. 6, 100 (1812). – Gottfried und Wolfram . . . = J. G. 6, 102 (1812). – Das Talent Walthers . . . = W. G. 2, 394 f. (1827). – Die geistige . . . = W. G. 1, 13 (1831). – S. 53: Alte und neue . . . = J. G. 8, 304/306 (1854). – S. 54: Deutsche Dialekte = J. G. Geschichte der Deutschen Sprache, 1848, 2. Bd. 827 f., 833/835, 837. – S. 59: Vom schaffenden Sprachgeist = J. G. 8, 34/36, 38 (1819). – S. 62: Vom metaphysischen . . . J. G. 8, 422/23 (1832). – Der Adel . . . = J. G. 8, 439/41 (1848). – S. 65: Orden . . . = J. G. 8, 441/43 (1848). – S. 66: Von der Pflicht . . . = W. G. 4, 632/33 (1832). – S. 67: Vom leeren . . . = W. G. 4, 632 (1832). – Die ewige Aufgabe: = J. G. 8, 445; 8, 452 (1850); 8, 455 (1852).

## Inhalt

|                            |    |
|----------------------------|----|
| Volk und Sprache .....     | 5  |
| Deutscher Glaube .....     | 7  |
| Deutsches Recht.....       | 14 |
| Naturpoesie .....          | 22 |
| Dichtung der Germanen..... | 40 |
| Deutsche Sprache.....      | 53 |
| Das kommende Reich.....    | 62 |
| Nachwort .....             | 68 |

## In der „Deutschen Reihe“ erschienen

1. Paul de Lagarde / Bekenntnis zu Deutschland
2. Edwin Erich Dwinger / Zug durch Sibirien
3. Agnes Miegel / Die Fahrt der sieben Ordensbrüder
4. Otto Smelin / Prohn kämpft für sein Volk
5. Lulu von Strauß und Torney / Auge um Auge
6. Volk an der Arbeit / Gedichte
7. Hans Naumann / Germanische Spruchweisheit
8. Götterdämmerung / Strophen aus der Edda
9. Meister Eckhart / Deutscher Glaube
10. Helene Voigt-Diederichs / Der grüne Papagei
11. Carl Spitteler / Die Mädchenfeinde
12. Wilhelm Heinrich Riehl / Deutscher Volkscharakter
13. Hermann Löns / Der kleine Rosengarten
14. Ulrich Sander / Das feldgraue Herz
15. Hans Friedrich Blunck / Der Feuerberg
16. Die Geschichte vom Skalden Gunnlaug
17. Paul de Lagarde / Nationale Religion
18. Volk im Kriege / Gedichte
19. Otto Smelin / Germanenzug
20. Ernst Moritz Arndt / Die Ewigkeit des Volkes
21. Gustav Neckel / Germanisches Heldentum
22. Hans Leip / Herz im Wind
23. Agnes Miegel / Deutsche Balladen
24. Friedrich Hölderlin / Vom heiligen Reich der Deutschen
25. Charles de Coster / Smetse der Schmied
26. Helene Voigt-Diederichs / Aber der Wald lebt
27. Havard der Mann vom Eisfjord
28. Lulu von Strauß und Torney / Der Hof am Brink
29. Hans Christoph Raergel / Die Berge warten
30. Svend Fleuron / Ruf der fernen Wälder
31. Heinrich Lersch / Deutschland muß leben!
32. Richard Benz / Die ewigen Meister
33. Johann Gottfried Herder / Geist der Völker
34. Lulu von Strauß und Torney / Erde der Väter
35. Edwin Erich Dwinger / Das namenlose Heer
36. Ottfried Graf Finckenstein / Männer am Brunnen
37. Hans Friedrich Blunck / Die Wiedewitte
38. Agnes Miegel / Unter hellem Himmel
39. Hans Baumann / Wir zünden das Feuer. Kantaten
40. Brüder Grimm / Vom Wesen der Volkheit
41. Karl Bröger / Volk, ich leb aus dir. Gedichte
42. Richard Benz / Genius im Wort
43. Anton Dörfler / Der Ruf aus dem Garten
44. Otto Smelin / Die junge Königin

*In farbigem Geschenkband 80 Pfennig*

**Eugen Diederichs Verlag Jena**



